Zeitschrift: IQ : Quartalsinfo für Uni und ETH Zürich

Herausgeber: Medienverein ZS

Band: 13 (2005)

Heft: 49

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 05.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

iQ Redaktion, Rämistr. 62, 8001 Zürich, Tel. 01/261 05 54, E-Mail: iq@mvzs.unizh.ch, erscheint vierteljährlich.
Auflage: 33'000 Exp. Herausgegeben von den studentischen Verbänden im medienverein zs, Rämistrasse 62, 8001 Zürich.

Nr. 49/2005

AZB 8028 Zürich

iQ

Quartalsinfo für Uni und ETH

GLOTZE: Geldsorgen
Zukünftige Unterstützung für United Visions unsicher.
→Seite 2

SUBKULTUR: Chaos in Zürich
Projekte zur Selbstverwaltung und -gestaltung 1981 und 2005.
→Seite 3

PROTEST: Weisse Flächen
«Züri malt» sagt der Plakatwerbung den Kampf an.
→Seite 3

VISIONEN: Uni-Erweiterung
Hochfliegende Bauträume – und was daraus wurde.
→Seite 7

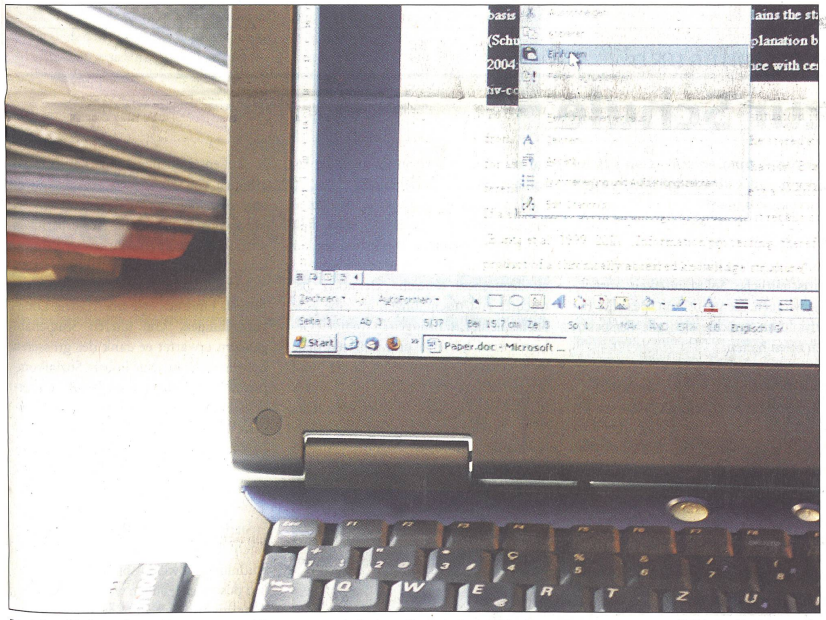
POLITIK: Neutralität
Internationaler Kongress stellt Schweizer Mythos in Frage.
→Seite 7

PLAGIATE AN UNIVERSITÄT UND ETH

Klick-klick, Copy, Paste – fertig!

Ob «SonntagsZeitung» oder «Spiegel» – Fälle von Plagiaten an Universitäten erfreuen sich grosser medialer Resonanz. Gespräche mit Vertretern verschiedener Institute zeigen: Auch in Zürich ist das unerlaubte Copy-Paste-Verfahren zu einem wichtigen Thema geworden. Von Ajuni Burk

Das Problem ist erkannt, an griffigen Massnahmen wird gearbeitet: In den letzten zwei, drei Jahren sind sowohl eine universitätsweite «Weisung zum Verfahren beim Verdacht der Unlauterbarkeit in der Wissenschaft» als auch diverse institutseigene Merkblätter zum Vorgehen bei Plagiatsverdacht entstanden. Grundsätzlich zählen zum Plagiat neben dem in den Medien im Vordergrund stehenden Kopieren ganzer Sätze, Abschnitte oder Texte aus dem Internet auch das unerlaubte Abschreiben aus Büchern und Zeitschriften, das Rezyklieren von Arbeiten anderer Studierender, sowie das Klauen von Ideen. Letzteres ist allerdings sehr schwierig nachzuweisen; Ideen stehen nicht einfach im luftleeren Raum, sondern bauen fast immer auf Gedanken anderer auf, wie Daniela Janser, Assistentin am Englischen Seminar, bemerkt. «In den USA hat sich die Praxis eingebürgert, in einer Fussnote darauf hinzuweisen, im Gespräch mit welcher Person Ideen entstanden sind. Grundsätzlich ist das Klauen von Ideen bei Studierenden jedoch eher selten. Es mangelt viel häufiger am Willen, Seiten mit Selbstgeschriebenem zu füllen. Das wird dann aus dem Internet geholt.»



Ein Mausklick entfernt: Computer und Internet vereinfachen die Arbeit des Plagiators. *(Bild: Joëlle Zimmerli)*

Hartes Vorgehen im Ausland

Von drakonischen Strafen wie der Entrichtung einer Strafgebühr im fünfstelligen Bereich, wie sie an der Universität Münster zurzeit im Gespräch sind, oder einer systematischen Jagd auf Plagiatorinnen und Plagiatoren, wie sie Professorin Weber-Wulff in Berlin betreibt, ist man in Zürich allerdings weit entfernt. «Es fehlt an Hinweisen, wie man vorzugehen hat», stellt Professor Ruloff, Leiter des Instituts für Politikwissenschaft, fest. Was den Umgang mit Plagiatsfällen betrifft, zeigen sich grosse Unterschiede zwischen den einzelnen Instituten. Bevor er ein Verfahren einleitet, sucht Manuel Puppis, Assistent am Institut für Publizistikwissenschaft und Medienforschung, «im Beisein fachkundiger Zeugen» das Gespräch mit den betreffenden Studierenden. Zeigen sich diese jedoch nicht zur Kooperation bereit, wird eine Vertrauensperson der Fakultät eingeschaltet. Dieter Ruloff löst das Problem bei Proseminararbeiten momentan noch institutsintern. Diese müssen nochmals geschrieben, oder der Kurs muss wiederholt werden. Plagiate bei Seminararbeiten, Lizentiatarbeiten oder Dissertationen haben ein Verfahren zur Folge. Am Englischen Seminar werden fehlbare Studierende bei der Besprechung ihrer Arbeit mit deutlichen Worten zurechtgewiesen. Die Arbeit muss zu einem neuen Thema geschrieben, bei «schwer wiegenden Fällen», so steht im betreffenden Merkblatt zu lesen, «muss zudem das Proseminar bzw. das Seminar wiederholt werden.»

Googeln offenbart Plagiate

Zu den präventiven Massnahmen gehört die Vergabe ungewöhnlicher Themen, die Themenvergabe nach Zufallsprinzip oder die Begleitung durch die Dozierenden in mehreren Schritten. Aus Zeitgründen ist dies nicht überall möglich. Auch eine systematische Suche nach Plagiaten wird selten durchgeführt. Daniela Janser googelt nach sonderbar anmutenden Wörtern und Sätzen. «Weil die Arbeiten in der Regel auf Englisch geschrieben werden, fällt es auch sofort auf, wenn ein holpriger, fehlerhafter Stil urplötzlich fliessend und fehlerfrei wird.» Sowohl am Deutschen Seminar als auch am Institut für Politikwissenschaft steht ein spezielles Programm zur Verfügung, um Internetmissbrauch festzustellen, weshalb Arbeiten dort neuerdings auch elektronisch abgegeben werden müssen. Manuel Puppis klickt ebenfalls Google an oder verwendet erwähnte Software, wenn ihm beim Lesen einer Arbeit etwas merkwürdig scheint: «Bei inhaltlich oder stilistisch aus dem Rahmen fallenden Seminararbeiten reicht meist eine kurze Internetrecherche, um den Verdacht zu bestätigen – die Versuche sind meist eher plump, um nicht zu sagen dumm-dreist.»

Lockeres Verhältnis zum Urheberrecht

Ob die Anzahl Fälle in den letzten Jahren zugenommen hat, kann niemand schlüssig beantworten. Daniela Janser würde es nicht überraschen: «Texte sind heute viel einfacher zugänglich. Wer wie früher ganze Sätze aus Büchern abtippt, überlegt vielleicht eher, ob dies einen Betrug darstellt.» Heutzutage, da sich mit wenigen Mausklicks ganze Arbeiten kopieren lassen, liege die Hemmschwelle tiefer. Ausserdem hätten möglicherweise viele ein lockereres Verhältnis zum Urheberrecht. Manuel Puppis ortet das Problem in der mangelnden Bereitschaft einiger Studierender, den beschwerlichen Weg zum Abschluss ehrlich zu gehen.

Misstrauen gegenüber guter Arbeit

«Früher wurde aus Büchern abgeschrieben und ein Plagiat oft nicht entdeckt», ist Dieter Ruloff hingegen überzeugt. «Das Plagiieren ist durch das Internet einfacher geworden», konstatiert er. «Gleichzeitig ist es auch einfacher geworden, den Übeltätern mittels Internet auf die Schliche zu kommen.»

Die traurigen Konsequenzen für Dozierende bringt Freia Odermatt, Assistentin am Deutschen Seminar, auf den Punkt, wenn sie festhält: «Wer sich dauernd mit dieser Plagiats-Plage beschäftigen muss, ist – und das ist eben auch ganz falsch – sehr bald einmal versucht, einer sehr guten Arbeit zuerst mit Misstrauen statt mit Anerkennung und Freude zu begegnen.» Dies wäre wohl ganz im Sinne Voltaires, der sagt: «Originalität ist meistens nichts anderes als ein noch nicht entdecktes Plagiat.»

Weitere Infos im Netz

Unlauterkeitsweisung der Universität zum Vorgehen bei Plagiatsverdacht:
http://www.rd.unizh.ch/rechtssammlung/richtlinien.html

Onlinekurs für Dozierende zum Aufdecken von Plagiaten:
http://plagiat.fhtw-berlin.de/ff

«Spiegel»-Artikel («Plagiate» suchen):
http://www.spiegel.de/unispiegel/studium

STURA

Wahlfieber

Eigentlich ist es paradox: Kaum ein anderes Parlament steht seiner Klientel so nah, kämpft so unmittelbar für deren Anliegen, muss sich so oft einer Wahl stellen, deren Ausgang dieses Jahr höchst unklar ist – und wird so wenig beachtet. Die Rede ist vom StuRa, dem Studierendenrat der Uni Zürich. Häufig wurde in der Vergangenheit kritisiert, dass sich die Wählerinnen und Wähler – du und ich – von den Fraktionen und Kandidierenden nur ein unscharfes Bild machen konnten. Jetzt schafft das iQ Abhilfe: Auf einer Doppelseite erfahrt ihr alles über die zur Wahl stehenden Bündnisse und die neue Ausgangslage nach der Auflösung der bisher stärksten Fraktion, dem VSU. Über frische Kräfte im Rat wie die StenU, vormals Die Geographen, und über einen echten Geheimtipp – den besten Nebenjob der Welt: Richtig, die Rede ist von der Mitarbeit im StuRa-Büro.

Alles, was du bisher nicht wusstest über die studentische Politik und über den StuRa, steht in dieser Ausgabe.

→Seiten 4 und 5

STIPENDIEN

Ohne Moos nix los

Es ist nicht immer einfach, Studentin oder Student zu sein. Wenn die finanziellen Mittel nicht ausreichen oder gänzlich fehlen, ist man auf die Unterstützung der Eltern angewiesen. Es können sich allerdings bei Weitem nicht alle Eltern leisten, einem oder gar mehreren Kindern eine Hochschulausbildung zu finanzieren, selbst wenn sie dies wollen, und das Kind eine solche Unterstützung auch annehmen würde.

Die Kantone und privaten Stiftungen haben es sich zur Aufgabe gemacht, auch weniger bemittelte Studierende finanziell zu unterstützen. Allerdings herrscht, gerade bei den Kantonen, ein kaum zu entwirrendes System von Zuschüssen, das keineswegs alle in der Schweiz wohnhaftenden Personen gleichstellt. Ein Wohnortwechsel will also wohl überlegt sein.

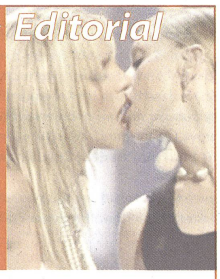
Zusätzlich existiert an der ETH der Stipendiendienst und an der Universität die Beratungsstelle Studienfinanzierung, die Studierenden ausserordentliche Beiträge oder gar den Erlass der Studiengebühren gewähren können. Ausserdem beraten sie Studierende bei ihrer Studienfinanzierung und sprechen in Härtefällen bei den Eltern vor.

Drei Studentinnen berichten von ihren Erfahrungen mit Stipendien und beweisen, dass sich Wege finden lassen.

Das iQ nimmt sich in dieser Ausgabe dem Thema auf zwei Seiten an und versucht, etwas Klarheit in die oft unüberschaubare Situation zu bringen.

→Seiten 9 und 10

Editorial



Vanessa Georgoulas

Alles neu

Britney Spears' Stammbaum, meine Leber und selbst das Universum – alles wird grösser. So auch die iQ-Redaktion, die sich neu aus sechs Schreiberlingen zusammensetzt. Neben Andi Gredig und Christian Hänggi werden sich künftig Ajuni Burk, Sarah Genner, Lukas Mäder und meine Wenigkeit die Nächte um die Ohren schlagen, um euch im Vierteljahrestakt das Neueste aus Uni und ETH zu präsentieren.

Aber damit nicht genug der Neuigkeiten: In Zukunft wird das iQ von der NZZ Print gedruckt und präsentiert sich fortan rundum bunt.

Auch inhaltlich lassen sich bei näherer Betrachtung Veränderungen feststellen: In diesem iQ findet ihr zwei Schwerpunktthemen, mit denen sich gleich mehrere Artikel auseinandersetzen. Ausserdem haben wir uns entschlossen, dem literarischen Schaffen Platz einzuräumen. Christian Hänggi stellt auf Seite 11 seine Kurzgeschichte vor. Wir wünschen viel Vergnügen.

HOCHSCHULMEDIEN

Finanzierung des Campus-TV unsicher

United Visions steht seit sechs Jahren für den hochschuleigenen Fernsehkanal in Zürich. Universität und ETH Zürich haben das Projekt bisher finanziell und mit Infrastruktur unterstützt. Jetzt ist die zukünftige Finanzierung unsicher.

Von Lukas Mäder

Studentischen Journalismus gibt es an den Hochschulen in Zürich nicht nur in gedruckter, sondern auch in elektronischer Form. Bereits seit über sechs Jahren ist das Campus-Fernsehen United Visions als Web-TV auf Sendung. Jetzt stehen von Seiten der ETH Änderungen in der Finanzierung an. Bislang wurde das Projekt grosszügig im Rahmen von ETH-World unterstützt. Dieses befristete Programm läuft im Dezember dieses Jahres aus.

Neu unterstützt die sogenannte ICT-Kommission an der ETH Projekte zur Nutzung von Informations- und Kommunikationstechnologien. Dazu dürfte auch United Visions zählen. Doch Aaron Isotton, Präsident von United Visions, hat erst Anfang Oktober Informationen zur Finanzierung erhalten. «Wir werden uns zukünftig jedes Jahr neu um finanzielle Beiträge bewerben müssen», sagt Isotton. Ob dem Gesuch überhaupt stattgegeben wird, weiss er noch nicht.

Unterstützt von ETH und Universität

Nicht nur mit Geld, auch mit Infrastruktur unterstützt die Hauptsponsorin ETH United Visions. Trotzdem ist das Campus-TV stark auf die Universität ausgerichtet: Der Grossteil der Mitarbeiter studiert an der Universität, und auch die Berichterstattung ist auf das universitäre Geschehen ausgerichtet. Dies hat bereits zu Klagen von Seiten der ETH geführt. «Wir werden inhaltlich die ETH sicher stärker berücksichtigen müssen», sagt Isotton, der selbst an der ETH studiert.

Rasende Reporter in Aktion: Standbild aus einem Beitrag. *(Bild: United Visions)*

Mit der Universität gab es bei der Unterstützung einige Unklarheiten. Bis 2002 erhielt United Visions Gelder, für die Jahre 2003 bis 2005 bisher nicht – es gab laut Isotton nur mündliche Absprachen. «Die Universität scheint nicht so eine grosse Zahlungsmoral zu haben.» Für nächstes Jahr hat United Visions von den Rektoratsdiensten nun eine schriftliche Zusicherung erhalten.

United Visions weitgehend unbekannt

Ein Makel des studentischen Fernsehprojekts ist jedoch auch mit finanziellen Mitteln nicht zu beheben: der geringe Bekanntheitsgrad. Die Filmbeiträge sind nur auf der Website unitedvisions.tv einzusehen. Doch ein regelmässiger Besuch lohnt sich kaum – zu selten werden Beiträge produziert. 2004 gingen gerade mal zwölf Beiträge online. Die Möglichkeit, sich per E-Mail über neue Beiträge benachrichtigen zu lassen, gibt es nicht.

Natürlich wäre die ideale Möglichkeit, um ein Campus-TV zu verbreiten, das Fernsehen. Mehrmals hat United Visions versucht, ihre Beiträge bei einer privaten Fernsehstation unterzubringen. Doch deren Lebensdauer war bisher zu kurz: Mit TV3 liefen Verhandlungen, dann wurde der Sender eingestellt; mit ZüriPlus konnte man sich beinahe einigen, dann kippte Cablecom die Station aus dem Netz; und schliesslich fand der Nachfolgesender U1 vor lauter Aufbauarbeit bisher keine Zeit für Verhandlungen. Doch Isotton sieht auch auf eigener Seite ein Problem für eine Zusammenarbeit: «Für uns ist es schwierig, einen regelmässigen Output sicherzustellen, und sei es nur ein Beitrag monatlich.»

Gezielte Förderung nötig

Natürlich hat eine Fernsehstation ohne Sender und mit wenigen Zuschauern ein Legitimationsproblem. Neben dem öffentlichen Nutzen darf das Know-how nicht unterschätzt werden, das sich die Mitarbeiter aneignen können. Dies sollte jedoch gezielt gefördert werden. Daneben könnten ETH und Universität United Visions nicht nur mit Geld, sondern auch mit Promotion unter die Arme greifen beispielsweise mit einem prominenten Hinweis auf der Website. Doch auch eine fehlende finanzielle Unterstützung der Hochschulen wäre für United Visions noch nicht das Ende. Möglich wäre auch eine Angliederung an den Verband der Studierenden an der ETH (VSETH). Unklar ist, ob das Campus-TV dann an Unabhängigkeit verlieren würde.

http://www.unitedvisions.tv

Impressum

iQ-Quartalsinfo für die Studierenden von Uni und ETH Zürich. Erscheint vierteljährlich, 12. Jahrgang, Auflage 33'000.

Ausgabe Nr. 49 vom 28. Oktober 2005

Herausgeber: medienverein zs (mvzs)
AIESEC Zürich, Fachverein Geschichte, Fachverein Mathematik, Fachverein Medizin, Fachverein Pädagogik, Fachverein Politikwissenschaft (polito), Fachverein Psychologie (FAPS), Fachverein Theologie, GermanistInnen Fachschaft (GiFT), ROSA – Zeitschrift für Geschlechterforschung, Students.ch, Umwelt- und Forstfachverein ETH Zürich (ufo), Verband Schweizerischer StudentInnenschaft (VSS), Vereinigung Akademischer Mittelbau der Universität Zürich (VAUZ), zart & heftig

Redaktion: iQ, Rämistrasse 62, 8001 Zürich
Telefon: 044 261 05 54
E-Mail: iq@mvzs.unizh.ch
Ajuni Burk, Sarah Genner, Vanessa Georgoulas, Andi Gredig, Christian Hänggi, Lukas Mäder

Verlag: medienverein zs, Zürich

Mitarbeit Text: Ulla Blume, Denise Clavadetscher, Nicola Condoleo, Franz-Dominik Imhof, Roger Keller, Michael Koller, Francesco Laratta, Jan Strobel, Adrian Wenzl

Mitarbeit Bild: Matthias Mattenberger, projektil.ch, Christian Weber, Joëlle Zimmerli

Illustrationen: Nicola Condoleo (S. 4, 16), Chloe Matus (S. 9)

Korrektorat: Ulla Blume, Annette Müller

Druck: NZZ Print, Zürich.

Geschäftsleitung:
Steven Goodman
Telefon: 044 261 05 54
Dienstag: 14 - 16 Uhr
E-Mail: admin@mvzs.unizh.ch

Inserate:
Andi Gredig
Telefon: 044 261 05 54
Montag und Donnerstag: 13 - 17 Uhr
E-Mail: inserate@mvzs.unizh.ch

Nachdruck von Texten oder Bildern ist nur nach Absprache mit der Redaktion gestattet. Ungefragt eingesandte Beiträge sind erwünscht. Ebenso LeserInnenbriefe, Tipps und Hinweise aus der Bevölkerung.

DAS STUDIUM ALS ZWEITAUSBILDUNG

Nochmals zur Schule

Zahlreiche Erwachsene mit abgeschlossener Ausbildung entschliessen sich zu einem Studium. Was führt zu dieser Entscheidung, und welche Möglichkeiten und Chancen bietet ein Studium unter solchen Voraussetzungen?

Von Denise Clavadetscher

E. und R. sind Studentinnen an der Universität Zürich. Beide sind über 40 und gehören zur Minderheit von Studierenden, die sich für ein Studium als Zweitausbildung entschieden haben. Zwei Frauenleben, zwei Lebensläufe, zwei Studiengänge: Ihre Einstellung zum Studium ist anders als vor 20 Jahren, davon sind sie überzeugt. Es wird intensiver wahrgenommen, und sie sind kritischer sich selbst und Autoritäten gegenüber.

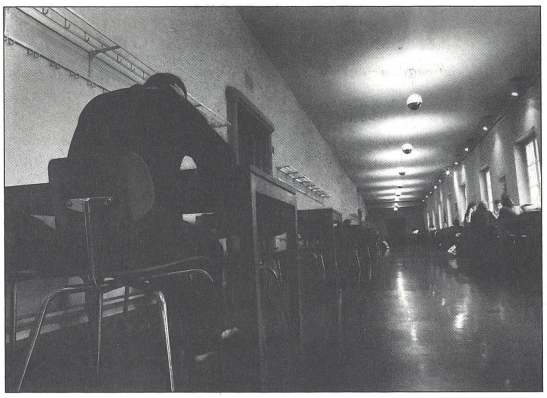
R. studiert Anglistik, Pädagogik und Deutsche Linguistik. Der Wunsch, mit Erwachsenen und auf höherem Niveau zu arbeiten, veranlasste sie zum Zweitstudium, denn ihr Ziel ist das Höhere Lehramt. Sie möchte an einer Berufsmaturitätsschule unterrichten. Obwohl sie bereits einen Abschluss mit der dazugehörigen Didaktik und mehrjährige Erfahrung als Lehrerin vorweisen kann, muss sie nochmals ein komplettes Studium an der Philosophischen Fakultät durchlaufen. Das Studium finanziert sie sich mit einem Teilzeitpensum als Sekundarlehrerin für Italienisch und Englisch.

E. ist gelernte Operationsschwester; sie studiert Kunstgeschichte, Mittelalterarchäologie und Geschichte des Mittelalters. Mit der Selbständigkeit der Kinder konnte die Mutter und Ehefrau endlich ihren langgehegten Traum von Matura und Studium verwirklichen. Der erlernte Beruf hatte sich – trotz Ausschöpfen der Weiterbildungsmöglichkeiten – als Sackgasse erwiesen und füllte sie nicht aus. Jetzt endlich kann sie ihren Wissensdurst befriedigen und sich der Materie widmen, für die sie schon seit Jahren ein starkes persönliches Interesse hegt. Sie sucht eine berufliche Neuorientierung, denn eine Rückkehr in den alten Beruf ist nach der langen Absenz unrealistisch, und sie hofft, nach Abschluss des Studiums ihre wirtschaftliche Selbständigkeit zurückzugewinnen. Sie strebt kein spezielles Berufsbild an, möchte sich alle Perspektiven offen halten.

Positive Haltung der Privatwirtschaft

Auf seine Erfahrungen mit Studierenden auf dem zweiten Bildungsweg angesprochen, äussert sich ein Professor des Kunsthistorischen Instituts äusserst positiv. Sie seien in Lehrveranstaltungen sehr aktiv und beteiligten sich bei Diskussionen besonders rege. Berufserfahrung – auch aus fachfremden Gebieten – kann sich bereichernd auswirken. Mit Doktorierenden über 40 hat er äusserst positive Erfahrungen gemacht, dennoch spielt das Alter bei der Selektion von Assistierenden eine Rolle, da mit zunehmendem Alter die Chancen auf eine akademische Laufbahn schwinden. Doch was bringt ein Studium als Zweitausbildung der beruflichen Weiterentwicklung?

Hans-Jürg Roth, Direktor der Abteilung Human Resources bei IBM, hält zwar eine berufliche Weiterbildung für sinnvoller als eine Zweitausbildung im akademischen Bereich. Dennoch betrachtet er Umschulungen als eine gute Sache, denn Erfahrungen in fremden Gebieten sind hilfreich und eröffnen neue Sichtweisen. «Weiterentwicklung und Weiterbildung sind wichtig – ob in einem berufsnahen Fachgebiet oder ganz neue Wege beschreitend, ist sekundär. Dennoch sollte die Frage nach dem Nutzen nie aus den Augen verloren werden.»



Lernen in den Gängen der Universität. *(Bild: ZS-Archiv)*

Abgängerinnen und Abgänger der Philosophischen Fakultät kann sich Roth sehr wohl in einem IT-Umfeld vorstellen, vor allem in Gebieten wie Human Resources oder Verkauf. Bei der Rekrutierung von Personal komme es in erster Linie auf die Skills der BewerberInnen und ihre charakterliche Eignung für das Aufgabengebiet an. Jobanforderungen und Salärvorstellungen seien bei Neueinstellungen wichtiger als das Alter.

Lebenserfahrung und Berufspraxis erhöhen den Marktwert von Angestellten, auch bei Studienabgängern. Es sei aber wichtig, dass die Bewerberinnen und Bewerber ihren Marktwert kennen, sagt Roth. Lohnforderungen unter dem Marktwert hinterlassen einen ebenso negativen Eindruck wie überrissene Lohnvorstellungen. Von älteren Studienabgängern erwartet er dank der grösseren Lebenserfahrung eine höhere Sozialkompetenz und Konstanz im Beruf. Ausserdem sei die Anstellung bei Studienabgängern mit beruflicher Erfahrung weniger risikoreich, da bereits ein Leistungsausweis in der Praxis in die Bewertung der Bewerbung einfliessen könne.

Steuerliche Benachteiligung

Auch die Bildungsdirektion steht dem Studium als Zweitausbildung grundsätzlich positiv gegenüber, weil «mit dem Bildungsniveau auch die Kauf- und Steuerkraft steigt und sich die Chancen auf dem Arbeitsmarkt verbessern, was die Gefahr von Erwerbslosigkeit verringert.» Bis es soweit ist, gilt es aber für die Bildungswilligen, den Gürtel enger zu schnallen und mit einer Mehrfachbelastung zu leben, denn zu den eigentlichen Studienkosten kommt vielfach ein schmerzhafter Lohnausfall. Das Studium, berufliche und familiäre Verpflichtungen müssen unter einen Hut gebracht werden.

Die Kosten für Studium und Lebenshaltung müssen im Allgemeinen selbst getragen werden. Stipendien unterliegen in vielen Kantonen Altersbeschränkungen. Oft werden für den zweiten Bildungsweg gar keine Stipendien gesprochen, und die Studierenden verlieren ihr Einkommen und damit ihre Lebensgrundlage. Sie sind von Fürsorgeleistungen ausgeschlossen, auch wenn sie auf sich selbst gestellt sind. Steuerlich werden Studierende des zweiten Bildungsweges ebenfalls benachteiligt, denn in den meisten Kantonen sind keine Abzüge für Zweitausbildungen möglich.

ZÜRCHER SUBKULTUR: CHAOTIKON UND SHANTYTOWN

«Unsere Stadt in eurem Dorf»

Am 17. April 1981 werden das Dorf Chaotikon am Zürichsee, am 9. Mai Neu-Chaotikon auf der Sihlinsel neben dem Hauptbahnhof gegründet. Jugendliche aus der Zürcher «Bewegig» wollen damit einen Kontrapunkt zur Wohnungsnot und der «böswilligen Zerstörung der Stadt» durch die «Spekulantenmafia» setzen. 24 Jahre später aufersteht die Idee der autonomen Dorfgründung während vier Tagen in Shantytown. Ein Vergleich. Von Michael Koller

«Lasst überall Chaotikon wiedererstehen! ‹Neu-Chaotikon›, ‹Chaotikon-Nord›, ‹Sihl-Chaotikon›, ‹Allmend-Chaotikon›, ‹Ober-Chaotikon›! Auf dem Land, zu Wasser und zur Luft! Exil-Chaotiker, steht auf! Lust statt Frust!» Dies war der Aufruf, ein weiteres Dorf entstehen zu lassen, vom «Komitee der Exil-Chaotiker» in der Bewegungszeitung «Brächise» – als Antwort auf den Abriss von Chaotikon am Zürichsee durch das städtische Gartenbauamt und die Polizei.

Und so entstand Neu-Chaotikon in der Sihl unterhalb des Hauptbahnhofs, als hölzernes Pfahlbauerdorf, halb im Wasser, halb auf der Insel, mit dem Festland verbunden durch Brücken aus Holzplanken und alten Ölfässern. Während zehn Tagen (bis zur erneuten Räumung) wohnten zeitweise über 30 Personen in der bunten Siedlung, darunter auch Kinder und Sympathisanten aus der Bundesrepublik, alle auf irgendeine Weise mit der «Bewegig» verbunden, die Zürich fast zwei Jahre lang in Atem hielt.

«Wohnung für alle!»

Das Pressecommuniqué der Dorfgründer wurde im «Brächise» veröffentlicht; darin werden die Stadtbehörden beschuldigt, der herrschenden Wohnungsnot tatenlos zuzusehen, welche die ganze Bevölkerung terrorisiere. «Viele leben in gekündigten Wohnungen, andere zahlen Mieten, die sie sich gar nicht leisten können, wieder andere leben in ständiger Furcht, ihr Wohnhaus werde verkauft. Der Stadtrat sieht tatenlos zu. Er lässt Banken und Spekulanten wüten.»

Die beiden Chaotikon wurden dabei als Antwort verstanden. «Wir betonen, dass es sich hier nicht um ein Spiel handelt, sondern um die ernsthafte Absicht, Wege zu finden, um der Bevölkerung in dieser Stadt in Sachen Wohnung zu ihrem Recht zu verhelfen.» Gefordert wird unter anderem: «Wohnung für alle», «Abbruchverbot: Erhaltung von billigem Wohnraum» und «das Recht, so zusammen zu wohnen, wie wir wollen.» Dass jedoch nicht alles nur ernst genommen wurde, davon zeugt die Beschreibung der polizeilichen Räumung, ebenfalls im «Brächise»: «... Die Zahl der Toten, Verletzten und Kriegsgefangenen kann noch nicht abgesehen werden. Mit blau gekleideten Invasionstruppen griff die Schweiz das Hoheitsgebiet von Chaotika an. [...] Eine Stellungnahme der UNO steht noch aus». Grussformel: «THC ... TNT!».

Stadt mit Wahrzeichen «Shanty-Tower»

24 Jahre nach Chaotikon wurde in diesem Sommer von über 200 AktivistInnen die Bretterstadt Shantytown an der Sihl zwischen der Neuen Börse und dem Haus des Tages-Anzeigers errichtet. «Unsere Stadt in eurem Dorf», wie auf einem Transparent zu lesen war, beherbergte unter anderem eine Gemeinschaftsküche, eine Fähre, eine eigene Radiostation, einen Hühnerhof, ein Infozentrum mit eigener Zeitung (Shanty-Press), ein Nähatelier, eine Pizza-Backstube, den «Shanty-Tower» in der Sihl als Wachturm sowie eine Hiphop-Kirche. Laut den AktivistInnen haben über 10 000 Neugierige und Festgänger die «Stadt» besucht. Und so wurde während vier Tagen aus einem überwachsenen Landstreifen an der Sihl ein Festgelände, wo zu Konzerten und DJ-Sounds bis in die frühen Morgenstunden ausgelassen gefeiert wurde. Der Zustrom war so gross, dass einige BewohnerInnen monierten, die politische Botschaft rücke durch die vielen «Konsumgruftis» zu sehr in den Hintergrund.

Neu-Chaotikon 1981. *(Bild: Thomas Burla)*

Aktiv für mehr Freiräume

Über die Gründe der Aktion wurde gleich am Dorfeingang informiert: «Shantytown bietet Platz für selbstbestimmtes Leben, Kultur und Politik. Hintergrund der Aktion bilden die jüngste Repressionswelle gegen Freiräume und die zunehmende Ausgrenzung und Überwachung im öffentlichen Raum. Stadtleben entsteht aus der Initiative der BewohnerInnen.» Shantytown stand auch für eine konkrete politische Forderung: Den Rückzug des geplanten Wegweisungsartikels, der es der Polizei künftig erlauben würde, nicht ins saubere Stadtbild passende Menschen von gewissen Plätzen für mehrere Monate wegzuweisen. Als Shantytown wie von den Erbauern geplant am 2. August abgerissen wurde, blieb denn auch ein über die ganze Länge des nebenstehenden Kraftwerks gemalter Wandspruch als programmatisches Vermächtnis zurück: «Schööns Züri bliib dräckkig!»

Selbstbestimmtes Wohnen

Die Verwandtschaft zwischen Chaotikon und Shantytown war kein Zufall. Die OrganisatorInnen von Shantytown hatten, wie an den aufgehängten Zeitungsartikeln in der Info-Baracke zu sehen war, einiges an Archivarbeit geleistet, sich über Chaotikon informiert und daran orientiert. Allerdings war Shantytown, das auch als Öffentlichkeitsarbeit der Zürcher Subkultur gelesen werden kann, einiges besser geplant: Veranstaltet im Sommerloch der Medien, bei der neuen Börse an einem symbolträchtigen Ort, für die Öffentlichkeit gut zugänglich, und die meisten Polizisten waren in den Sommerferien.

Was Chaotikon und Shantytown ebenfalls verbindet, ist die Forderung nach selbstverwaltetem und -gestaltetem Raum; während solcher durch die «Bewegig» in Zürich überhaupt erst geschaffen wurde, ging Shantytown einen Schritt weiter und stand auch für die Mitgestaltung des öffentlichen Raumes. Grundverschieden jedoch war das gesellschaftliche Klima, in denen Chaotikon und Shantytown entstanden sind. Eine Bewohnerin von Shantytown, die 1981 bereits in Chaotikon dabei war, meinte dazu, damals sei alles viel dogmatischer diskutiert worden, die Fronten seien verhärtet gewesen. Es wäre nie möglich gewesen, dass jemand – wie in Shantytown geschehen – Ländlermusik gespielt hätte.

WIDERSTAND GEGEN PLAKATINVASION UND KONSUMKULTUR

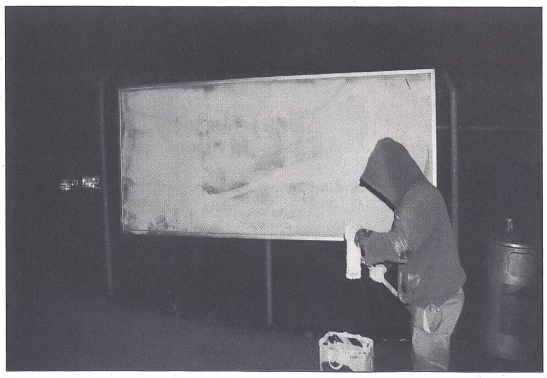
«Züri malt» – Wirbel um weisse Werbeplakate

In einer Septembernacht wurden unter dem Motto «Züri malt» Werbeplakate weiss übermalt. Die Aktion wehrte sich gegen die zunehmende Werbeflut im öffentlichen Raum. Dies erinnert an bisherige «Adbusters»-Aktivitäten im Ausland. Von Sarah Genner

Der Nachtzug fährt nach einer Auslandsreise in Zürich HB ein. Die ersten Eindrücke von Zürich sind eine blinkende Kinoleinwand, die geschickt News mit Werbebotschaften vermischt. In Reih und Glied montierte Tafeln von Gleis 3 bis 18 rollen im Gleichtakt die immergleichen Plakate aus. Der wohlgeformte Schutzengel der Reisenden verbirgt sich scheu hinter vielen Quadratmetern Werbefläche. Angesichts dieses Spektakels, das einen völlig in den Bann zieht, verblassen die jüngsten Ferienerinnerungen sogleich. Schnellen Schrittes zur neuen Tramhaltestelle am Bahnhofplatz. Dort buhlen 64 Leuchtplakate um Aufmerksamkeit. Die wenigen Glasscheiben sind beim Neubau genau auf Leuchtplakatgrösse angepasst worden. Es drängt sich die Frage auf, wem es zusteht, über die Flächen des öffentlichen Grundes zu bestimmen, die das äussere Stadtbild prägen. Da fährt endlich das mit Reklameversen geschmückte Tram ein.

Widerstand gegen Werbewildwuchs

Mit weiss überpinselten und aus Leuchtkästen entfernten Plakaten versuchte eine unbekannte Gruppierung, eine breitere Aufmerksamkeit auf die ansteigende Flut von Aussenwerbung zu lenken. In einer anonymen Pressemitteilung wurde nach der Aktion vom 20. September bekannt gegeben, dass durch das nächtliche Übermalen der Plakate eine weisse Fläche geschaffen worden sei, um die Gestaltung des öffentlichen Raumes fantasievoll selbst in die Hand zu nehmen. Dies sei ein erster Schritt auf dem Weg zu einer werbefreien und lebenswerteren Stadt. «Die Stadt gehört denen, die darin leben, essen, trinken, tanzen, schlafen, arbeiten und beten. (...) Einige von ihnen sind gestern durch die Strassen gerannt, trunken vor Leben, haben die Nacht weiss gefärbt, damit das Wunder in den Alltag einbrechen kann.» Die «Aargauer Zeitung» berichtete einige Tage später über anonyme Aktionsteilnehmer, die Widerstand gegen die «permanente Beschallung» durch Plakatwerbung leisten wollten. Die befragten Mitglieder der Gruppe nannten auch ästhetische Motive für die Aktion.



Protestaktion gegen die visuelle Reizüberflutung. *(Bild: zvg)*

Verfremdete Botschaften

Im internationalen Kontext ist diese Art von Widerstand nichts Neues. Unter dem Namen Adbusters ist eine über viele Länder vernetzte sozial- und werbekritische Bewegung entstanden. Durch gezielte Aktionen wird zum Beispiel durch Verfremdung oder Umgestaltung von Werbung im öffentlichen Raum Kritik an der Kommerz- und Konsumgesellschaft geübt. Adbusters beanstanden «visuelle Umweltverschmutzung» und dass es kaum noch Lebensbereiche gibt, in denen man sich der Werbung entziehen kann. In Vancouver wird ein Magazin namens «Adbusters» herausgegeben. Auch in Frankreich hat die werbekritische Bewegung ein schriftliches Sprachrohr: «Casseurs de pub». Es wird über Konsumkultur berichtet, die Übermacht von Grosskonzernen und die Wegwerfgesellschaft, die zunehmend ökologische Schäden anrichtet. In beiden Zeitschriften sind auch Spoof Ads zu finden: vermeintliche Werbungen auf Hochglanzpapier, die auf den ersten Blick kaum auffallen. Durch geschickte Abänderung von wohl bekannten Logos zum Beispiel wird die Werbebotschaft verfremdet und dadurch mit den eigenen Waffen geschlagen.

Kommunikationsguerilla-Gruppen haben die Massenmedien seit deren Entstehen benützt, um eine Art «Gegenöffentlichkeit herzustellen», wie es im 68er-Jargon hiess. Allerdings bedienen sich umgekehrt auch listige Werbeagenturen subkultureller Zeichen. Gutes Beispiel dafür ist eines der berühmtesten Graffitis der Stadt, welches das damalige besetzte Haus namens «Wohlgroth» beim ZUERICH HB zierte: ZUREICH. Die Karikatur eines SBB-Ortsschildes hiess einen im kapitalistischen Zürich willkommen. Sunrise hat sich das Graffiti angeeignet und ein riesiges Plakat unweit des Original-Standorts tapeziert. Damit wirbt die Mobilfunk-Firma für ein billiges Handyabo für nicht allzu reiche Leute. Auch Che Guevara wirbt neuerdings unfreiwillig auf grossformatigen Plakaten für eine Online-Börse.

Liebesschwüre statt Plakate?

Es ist unklar, ob sich die Aktion «Züri malt» an bisherige Adbusters-Aktivitäten anlehnt. Ebenfalls kann nur spekuliert werden, ob sich die Gruppierung als Teil einer grossen konsumkritischen Bewegung sieht, die bestimmten bunten Logos multinationaler Konzerne eine Täuschung der Konsumentinnen und Konsumenten vorwirft, menschenunwürdige Arbeitsbedingungen und rücksichtslose Zerstörung der Natur verurteilt und eine kulturelle Gleichschaltung befürchtet.

Die Allgemeine Plakatgesellschaft APG, die in der Schweiz auf öffentlichem Grund Quasi-Monopolistin ist, hat wegen «Sachbeschädiung im fünfstelligen Bereich» Strafanzeige eingereicht. Damit musste die Aktionsgruppe rechnen und ist wohl deshalb in der Anonymität geblieben. Enttäuscht zeigten sich die Aktivistinnen und Aktivisten in der «Aargauer Zeitung» darüber, dass die Botschaft nicht richtig angekommen sei. Tele Züri berichtete, dass bereits weitere Aktionen angekündigt seien, wovon im Pressecommuniqué nichts steht. Der «Tages-Anzeiger» und «20 Minuten» schrieben in je drei Sätzen von der eingereichten Strafanzeige der APG, erwähnten aber die Motive der Aktion mit keinem Wort. Im Oktober berichtete die Pendlerzeitung hingegen ausführlich über eine ähnliche Aktion in New York City, die mit Sprechblasenklebern Werbeplakate zum selbstkritischen Sprechen bringt. In Zürich selber waren einen knappen Monat nach «Züri malt» zwei Plakate in einer Unterführung im Hauptbahnhof übermalt und mit der E-Mail-Adresse werbefrei@gmx.ch versehen. Es konnte nicht in Erfahrung gebracht werden, ob es sich dabei um die gleiche Gruppe handelt oder um eine Nachahmeaktion.

Offen bleibt, ob mit weisser Farbe gegen die hohe Dichte von Aussenwerbung vorzugehen, tatsächlich ein Schritt in Richtung werbefreieres Stadtbild ist. Ebenfalls bleibt offen, ob der im Bekennungsschreiben geäusserte Wunsch, es mögen „Kinderzeichnungen, Liebesschwüre, Gedichte und Dosenkunst" anstelle der Plakate treten, eines Tages wahr wird. Jedenfalls kann die Aktion als Beitrag in der Diskussion um die Gestaltung öffentlicher Räume verzeichnet werden, die auch durch den geplanten polizeilichen Wegweisungsartikel und die leidenschaftlich umstrittene Teddybären-Sommeraktion in der Innenstadt in Gang gebracht wurde.

WEGWEISER FÜR DIE STURA-WAHLEN

Orientierungslos? – Hier gehts lang

Wer glaubt, die Wahlen in Deutschland seien spannend verlaufen, soll mal einen Blick auf die Studierendenpolitik an der Uni Zürich werfen – dort brodelt es heftig. Seit Jahrzehnten war nicht mehr so unklar, wie es weitergeht. Mehrere neu gegründete Fraktionen wollen im StuRa Fuss fassen. Die Alteingesessenen wollen aber auch noch ein Wörtchen mitreden. Ein Vademecum der Hochschulpolitik. Von Andi Gredig

Nicht ganz zu Unrecht monierten nach den letzten Wahlen in den Studierendenrat (StuRa) viele, dass sie aufgrund der vorhandenen Informationen keine fundierte Wahlentscheidung hätten treffen können. Die offizielle Wahlzeitung (WAZ) stellte zwar alle Kandidierenden kurz vor. Aber eben: kurz. Die Gruppierungen, denen sie angehörten, beschrieben sich auf zwei WAZ-Seiten gleich selbst, mussten sich dabei aber an ein etwas gar enges formales Konzept halten. Die Entscheidungsgrundlage dafür, wer sie denn nun gegenüber der Universität und der Öffentlichkeit vertreten soll, blieb für die meisten Studierenden entsprechend dürftig.

Um den Wahlberechtigten die Orientierungslosigkeit und gleichzeitig die Entschuldigung für die Wahlverweigerung zu nehmen, wird im Folgenden etwas Licht ins StuRa-Dunkel gebracht.

Eines wie keines

Der StuRa – das muss vorgängig gesagt sein – ist kein Parlament wie jedes andere. Einerseits, weil darin noch einige Funken Idealismus vorhanden sind. Andererseits, weil in ihm nicht nur politische Organisationen und Parteien debattieren. Auch Fachvereine, die eigentlich gar nicht so wirklich politisch sein dürfen, reden kräftig mit. 26 der 70 Sitze eroberten sie im letzten Jahr.

Dass die Fachvereine zu der Personenfreizügigkeit, zur AHV-Revision und zum «Postdienst für alle» keine Meinung haben dürfen, macht Sinn, da sie alle Studierenden ihres Faches vertreten müssen, seien diese nun MarxistInnen oder stockkonservative Bürgerliche. Das macht auch nichts, weil sich für die Post und die Personen, die endlich freizügig sein wollen, der Abstimmungskampf natürlich nicht an der Universität Zürich entscheidet. Den StuRa machen die unterschiedlichen Hintergründe der Fraktionen allerdings zu einem etwas anderen, etwas sehr heterogenen Gebilde.

«Fakultätli»-Geist im StuRa?

Die Fachvereine vertreten also die Studierenden ihres Faches und zwar in aller Regel recht ordentlich. Allerdings betreffen viele Themen, mit denen sich der StuRa auseinandersetzt, nicht spezifisch die Jus- oder Theologiestudierenden, sondern alle gleichermassen. Bei der Debatte um die Umsetzung von Bologna sind zweifellos fachspezifische Unterschiede vorhanden und der Umzug nach Oerlikon betrifft weder die MedizinerInnen noch die GermanistInnen direkt. Wenn es allerdings um die Erhöhung der Studiengebühren oder die Haltung gegenüber Drittmitteln aus der Wirtschaft geht, dürfen sich ruhig alle Studierenden angesprochen fühlen. Hier kann es zum Problem werden, dass den Fachvereinen ein politisches Profil fehlt. Ist der Fachverein Medizin nun für oder gegen die Erhöhung von Studiengebühren? Was sind denn diesbezüglich die «Interessen der Medizinstudierenden»?

«Wir sind allgemeinpolitisch eine recht heterogene Fraktion», sagt Thomas Rüegg vom Informatik Club der Universität Zürich (icu), dem Fachverein der (Wirtschafts-)Informatikstudierenden. Ein Problem sei das bisher allerdings nie gewesen. Tatsächlich gehören der icu und der Fachverein der WirtschaftswissenschaftlerInnen (FVOec), die seit 2002 gemeinsam eine Fraktion bilden, zu den aktivsten Fraktionen im StuRa – im letzten Jahr waren sie in zwölf Kommissionen vertreten. Kaum eine andere Fraktion wies zudem eine so hohe Präsenz in den StuRa-Sitzungen auf wie icu und FVOec. Dass icu und FVOec die einzigen Fachvereine waren, die im letzten Jahr in mehreren Fakultäten (Wahlkreise des StuRa, vergleichbar mit den Kantonen bei Nationalratswahlen) angetreten sind, hängt nur zu einem kleinen Teil damit zusammen, dass sie sich derart aktiv im und für den StuRa einsetzen. Der Grund dafür ist vielmehr, dass sie viele Nebenfachstudierende vertreten, die auch ausserhalb der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät studieren.

Der Fachverein der JuristInnen (FVJus) vertritt deutlich weniger NebenfächlerInnen und sieht entsprechend keinen Grund sich auch in anderen Fakultäten zur Wahl zu stellen, wie Co-Präsident Adrian Joss auf Anfrage erklärt. Die zwei Sitze, die der FVJus im letzten Jahr in der eigenen Fakultät an den VSU abgeben musste, möchte er allerdings ganz gerne zurückerobern.

Mit solchen Gedanken müssen sich der Fachverein der VeterinärmedizinerInnen und derjenige der TheologInnen nicht herumschlagen, sie blieben im 2004 die einzigen Fraktionen, die sich in ihrer Fakultät zur Wahl stellten.

Jetzt neu – und zwei für eine

Was die politisch klar positionierten Fraktionen im StuRa angeht, wird 2005 alles anders. Den Verband Studierender an der Universität Zürich (VSU) gibts nicht mehr und das ist jetzt wirklich mal etwas Neues. Die entstandene Lücke – in der es sich problemlos drei Herden Elefanten bequem machen könnten – zu füllen, haben sich gleich zwei neue, linke Fraktionen zum Ziel gemacht: die kritische Politik an der Uni Zürich (kriPo), initiiert vom alten VSU-Vorstand und eine noch namenlose Fraktion, die sich um den derzeitigen StuRa-Präsidenten Gian Autenrieth und seinen Vize Peter Kramesberger formiert hat. Inhaltlich unterscheiden sich die beiden Fraktionen nur unwesentlich. Beide teilen überdies den Wunsch, eine kleinere, aber aktivere und homogenere Fraktion zu bilden, als dies der VSU vor seinen letzten Atemzügen getan hatte. Denn obwohl der VSU die meisten Kommissionen besetzte, den Grossteil des StuRa-Büros (Exekutive des StuRa, siehe Text rechts) stellte und mit 33 Sitzen die mit Abstand grösste Fraktion besass, hatte er längst nicht mehr dieselbe Kraft wie in den guten alten Zeiten. Die Positionen innerhalb der Fraktion waren teilweise diametral entgegengesetzt (Thema Studiengebühren!) und oft war nur gut die Hälfte der VSU-VertreterInnen in den Sitzungen anwesend. Das soll sich ändern, versprechen die beiden neu gegründeten Fraktionen im Chor, und man darf guter Hoffnung sein, dass sie ihr Versprechen auch einhalten.

Die Unterschiede zwischen den beiden Fraktionen liegen vor allem im Formalen. Die kriPo wurde als Verein gegründet und will sich auch ausserhalb des StuRa politisch einsetzen – durch die Organisation von politischen Diskussionsabenden, von Demos und durch das Bereitstellen einer Internetplattform. Die Fraktion «namenlos» wurde vorerst als reine StuRa-Fraktion gegründet. Das hängt auch damit zusammen, dass sich in ihr das geballte Knowhow von einer Hand voll sehr aktiver StuRätInnen versammelt hat, welche das Tagesgeschäft kennen und wissen, dass es im StuRa immer genug zu tun gibt. Auch in der kriPo finden sich einige bekannte Gesichter, diese wollen das Feld aber vor allem neuen Kräften überlassen – die allerdings zuerst noch mobilisiert werden müssen.

Neues von den Bürgerlichen

Lässt man den Blick ein bisschen nach rechts schweifen, so scheint auch dort etwas frischer Wind aufzukommen. Nach dem plötzlichen und unerwarteten Ableben der Unbestechlichen (die 2004 nicht mehr antraten, nachdem sie im Jahr zuvor immerhin noch acht Sitze eingeheimst hatten), war als einziges Gegengewicht zum VSU der Studentenring geblieben, dessen Präsident Konstantin Benz – seines Zeichens Stellvertretender Generalsekretär der Jungen SVP – kräftig und so öffentlich wie möglich drauflos polterte. In den StuRa-Kommissionen wollte der Studentenring sich allerdings im letzen Jahr nicht betätigen. Die Frage, ob der Studentenring dieses Jahr wieder für den StuRa kandidiere, blieb unbeantwortet. Benz liess verlauten, dass er dem «iQ» für Interviews und Auskünfte nicht mehr zur Verfügung stehe.

Bürgerliche Studierende müssen dennoch nicht verzweifeln: Land in Sicht. Im Mai dieses Jahres wurde die Jungfreisinnige@uniETH gegründet und Thomas G. Albert – Präsident der Jungfreisinnigen des Kantons Zürich und Vorgänger von Benz im Präsidium des Studentenrings – sagte gegenüber dem «iQ», dass der Vorstand, zu dem er nicht gehört, aktiv auf der Suche nach Kandidierenden sei. Vom Vorstand selbst war leider so kurzfristig niemand erreichbar.

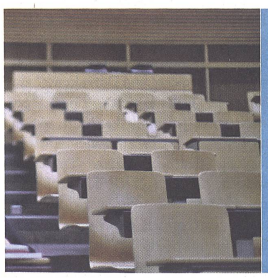
Klein aber fein

Last but not least seien noch zwei Fraktionen erwähnt, die sich nicht so recht in das gute alte Links-Rechts-Schema zwängen lassen: zart & heftig (z&h) und Studierende für eine nachhaltige Uni (StenU) – die 2004 noch unter dem Namen Die Geografen angetreten waren. Während z&h, die die schwulen Studenten der Universität im StuRa vertreten, schon seit Jahren eine verlässliche, wenn auch sehr unauffällige Fraktion bilden, wurde StenU erst auf die letzten Wahlen hin gegründet (siehe Text rechts).

Viele neue Fraktionen, viele unterschiedliche Positionen und hoffentlich ein aktiver Wahlkampf. Sofern sie nicht mucksmäuschen-still verlaufen, dürften die StuRa-Wahlen in diesem Jahr einiges an Spannung zu bieten haben. Möge dieser Artikel geholfen haben die Qual bei der Wahl etwas zu mindern…

(Dieser Artikel erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit – vielleicht gründest du ja noch eine Fraktion!)

Werbung



Mach Sitz!

Vom 28. November bis zum 9. Dezember sind Wahlen.

DAS ERSTE JAHR DER «GEOGRAPHEN» IM STURA

Ab in die studentische Politik

Kommissionen, Fraktionen und Resolutionen: Ein politisches Engagement an der Universität erscheint vielen kompliziert. «Die Geographen» erzählen, wie schnell man gewählt ist und was ihre Erfahrungen auf dem politischen Parkett sind.

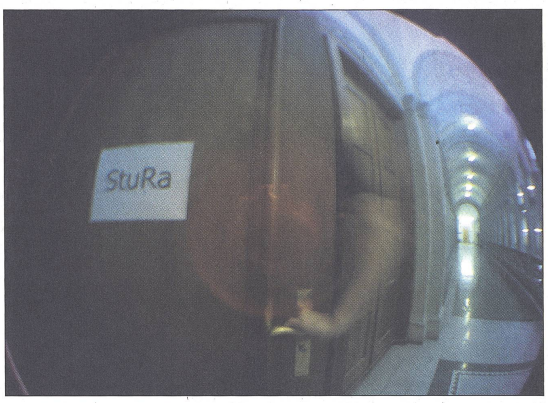
Von Roger Keller, Mitglied der Fraktion StenU

Anfangs Wintersemester 04/05 wurden wir während einer Vorlesung von einem Fachvereinvertreter auf die Möglichkeit einer StuRa-Kandidatur aufmerksam gemacht. StuRa? Schon mal gehört. Aber was machen die eigentlich? Auf der Website stura.unizh.ch waren nicht viele Informationen zu finden. Ein Telefongespräch mit der StuRa-Präsidentin war aufschlussreicher: Sie informierte uns auch gleich über das Wahlprozedere. Die Entscheidung war gefallen, wir wollten uns engagieren – eine eigene Kandidatur stand fest. Mangels Kontakt zu anderen Studierendenorganisationen schlossen wir uns zu dritt zusammen und bildeten eine eigene Liste – «Die Geographen» waren geboren! Alles musste rasch gehen. Die Anmeldefristen waren äusserst knapp, denn die Wahlzeitung musste in den Druck. Ein paar Wochen später stand es fest: «Die Geographen» hatten auf Anhieb drei Sitze gewonnen!

Die Arbeit im Rat

Nach der Wahl setzten wir uns wiederum mit der StuRa-Präsidentin in Verbindung. Sie informierte uns über die genaue Funktionsweise des StuRa, beispielsweise wie man Anträge im Parlament einbringt, und lieferte uns Informationen über die verschiedenen Kommissionen. Eines war von Anfang an klar: wenn wir gewählt werden, wollen wir uns an vorderster Front für die studentischen Anliegen einsetzen.

Die konstituierende Sitzung Ende Januar 2005 war ziemlich anstrengend: Es galt viele Plätze in den Kommissionen neu zu besetzen. Wir stellten uns für verschiedene Posten zur Verfügung und wurden auch einige Male gewählt. Bei den zwei folgenden Sitzungen gelangten diverse Anträge zur Abstimmung und es wurde über verschiedene Themen diskutiert. Zum Beispiel wurde unser Antrag «Nachhaltige Hochschulpolitik» mit grossem Mehr angenommen. Dieser Antrag fordert den Universitätsrat und die Universitätsleitung dazu auf, eine Hochschulstrategie der nachhaltigen Entwicklung zu erarbeiten. Dabei empfehlen wir, die «Resolution für nachhaltige Hochschulen» der Bildungspolitischen Koalition der Nicht-Regierungsorganisationen zu berücksichtigen. Gleichzeitig boten wir an, uns bei der Formulierung und Umsetzung dieser Ziele zu engagieren.



Der StuRa ist keine geschlossene Gesellschaft. *(Bild: www.projektil.ch)*

Schwache Präsenz

Was uns schon bald auffiel, war die schwache Präsenz der StuRätinnen und StuRäte an den Sitzungen – einmal wäre beinahe die Beschlussfähigkeit nicht gewährleistet gewesen. Auch dass die Unterlagen zur Vorbereitung oft nicht gelesen werden, ist der Diskussion im Rat nicht gerade förderlich. Dabei bedeuten die drei Sitzungen pro Semester und das Lesen der Unterlagen wirklich keinen zu grossen Zeitaufwand.

Hat das alles also keinen Sinn? Doch! Zum einen gibt es Gewählte, die sich stark engagieren und ihre Verpflichtung beziehungsweise ihre Verantwortung als gewählte Studierenden-Vertreterinnen und -Vertreter ernst nehmen. Zum anderen spielt sich Vieles neben den Parlamentssitzungen ab: In den Kommissionen arbeiten die Studierenden direkt mit Vertretern der Universität zusammen. Dort werden zum Beispiel Methoden ausgearbeitet, wie die Qualität der Lehre verbessert werden soll. Es gibt aber auch rein studentische Kommissionen, die wichtige Projekte des StuRa inhaltlich vorbereiten oder sich mit der Thematik der Studiengebühren beschäftigen.

Was ist nun unser Fazit nach einem knappen Jahr im StuRa? Die Situation ist heute sicher nicht mehr dieselbe wie in den 80er Jahren: Die Universität hat sich weiterbewegt, Studierende können heute in vielen Bereichen mitdiskutieren und werden – zumindest meistens – auch ernst genommen. Aber auch heute noch braucht es eine Organisation, die Studierende aus allen Fachrichtungen regelmässig zusammenführt, damit diese über gemeinsame Themen diskutieren und Verbesserungen, Änderungsvorschläge, Anträge und ähnliches ausarbeiten. Die verschiedenen Fakultäten werden im StuRa angemessen vertreten, und die 23 000 Studierenden können ihre Interessenvertreter aus verschiedenen Gruppierungen auswählen. Das grosse Defizit des StuRa ist die ungenügende Transparenz und damit verbunden die schlechte Präsenz: Ausser während der Wahlen Ende Jahr, nimmt kaum jemand den StuRa wahr, obwohl er tagtäglich wichtige und gute Arbeit für Studierende leistet. Leider sehen das nur wenige Studierende, denn umfassende Informationen über den StuRa und sein Wirken zu finden, ist nicht einfach. Das StuRa-Büro – vergleichbar mit einem Vorstand – ist sich dieser Problematik bewusst und will die Arbeit des Parlaments und der Kommissionen transparenter machen. Das ist wichtig, denn die Studierenden müssen wissen, wofür sich die StuRätinnen und StuRäte einsetzen, woran sie arbeiten und was sie erreichen (siehe unten).

Mit unserer Kandidatur vor einem Jahr haben wir gezeigt, dass man weder einer Studierendenorganisation beitreten, noch über Vorkenntnisse verfügen muss, um aktiv in der Universitätspolitik mitarbeiten zu können. Interesse und ein wenig Zeit reichen, um etwas in Bewegung zu setzen. In diesem Sinne freuen wir uns schon heute auf weitere kritisch mitdenkende Mitstudierende!

Blick in die Zukunft

Wir treten in diesem Jahr wieder an. Den Namen «Die Geographen» wählten wir nicht, weil unsere Fraktion vor einem Jahr ausschliesslich aus Geographie-Studierenden bestand, sondern weil wir damit die Weitsichtigkeit und Breite der Disziplin ansprechen wollten. Als einzige Fraktion haben wir die Themen Nachhaltigkeit und Umwelt als Schwerpunkte in unserem Programm. Damit sich auch Nicht-Geographie-Studierende in Zukunft besser vertreten fühlen, haben wir uns umgetauft: Neu heissen wir Studierende für eine nachhaltige Uni (StenU).

ARBEITEN IM STURA-BÜRO

Der beste Nebenjob der Welt

Reglemente, Sitzungen, Jassturniere und jede Menge Partys: Die Arbeit im StuRa-Büro ist nicht nur spannend und wichtig, sondern auch vielfältig. Darüber hinaus bietet sie die Möglichkeit, neue Kontakte zu knüpfen und macht nicht zuletzt auch jede Menge Spass. Ein Erfahrungsbericht vom Besten aller Arbeitsplätze.

Von Vanessa Georgoulas, Mitglied des StuRa-Büros

Selbst für angehende Politologen gilt Studierendenpolitik für gewöhnlich als eine ziemlich anstrengende und meist trockene Angelegenheit, für die sich nur vermeintliche Marxisten und Leute mit zu viel Freizeit begeistern können. So oder zumindest ähnlich lauten die Vorurteile, die man gegenüber politisch aktiven Studenten hegt. Und auch ich dachte lange, dass im Studierendenrat der Universität Zürich (StuRa) über die Anschaffung eines neuen Kaffeeautomaten und die Weltrevolution diskutiert wird.

Hilfe in der Not

Dementsprechend spannend habe ich mir die Arbeit im StuRa auch vorgestellt. Bis ich vor etwas mehr als einem Jahr die damals amtierende StuRa-Präsidentin Ulla Blume bei einem Bier kennen lernte und meine Vorurteile gegenüber Studierendenpolitik und deren Machern augenblicklich über Bord werfen musste. Denn vor mir stand eine sympathisch lächelnde Lady, die dem Medienverein ZS, dem Herausgeber des «iQ», der damals finanziell arg in der Klemme steckte, Hilfe anbot und dabei überhaupt nicht unterbeschäftigt wirkte. Sie blätterte in ihrer mit Terminen vollgepflasterten Agenda und deckte mich dabei mit ein paar spontanen Ideen ein, in welcher Form Hilfe geleistet werden könnte.

Mit StuRa-Power zum Erfolg

Schliesslich trug der StuRa durch den Versand von Spendenaufrufen sowie die Organisation einer Tombola und einer Soli-Party zugunsten des MVZS massgeblich zur Rettung vor dem finanziellen Ruin bei. Durch diese Zusammenarbeit lernte ich einige der 70 Studierendenräte kennen und lieben – darunter sämtliche sieben Mitglieder des StuRa-Büros, das die Exekutive des Rates bildet. Ich besuchte fortan die öffentlichen Sitzungen, die drei Mal während des Semesters stattfinden, und merkte schnell, dass diese weit mehr als eine Kaffeerunde in mittelgrossem Rahmen sind. Der StuRa ist das offizielle Sprachrohr der Studenten und verfügt bei Entscheidungen, die das Studium selbst sowie das studentische Leben an der Uni betreffen, über Mitsprache- und in einigen Fällen sogar Mitentscheidungsrechte.

Im Team

Kein Wunder also, nahm ich das Angebot, selbst ein Jahr im StuRa-Büro zu arbeiten, dankend an. Am 26. Januar 2005 wurde an der konstituierenden Sitzung das neue Büro-Team vom Rat gewählt. Drei von sieben Büromitgliedern waren schon im letzten Jahr dabei, was uns Neuen den Einstieg erheblich erleichterte. Vor allem Peter Kramesberger, Vizepräsident und Ansprechpartner für so ziemlich alles, hielt das Team zusammen und sorgte dafür, dass trotz Personalwechsel nichts vergessen ging. Auch Andreas Trachsler, seines Zeichens juristischer Berater, und Andres Petralli, unser Mann fürs Technische, hiessen uns willkommen und halfen, wo nötig, eifrig mit. Mit Hilfe der alten Büromitglieder hatten sich Gian Authenrieth, der frischgebackene Stura-Präsident, unser Aktuar Enrico Cavedon, Steffi Schwab, unsere Expertin für Studienreformen und meine Wenigkeit als Kommissions- und Kommunikationsbeauftragte bald eingelebt.

StuRa@work

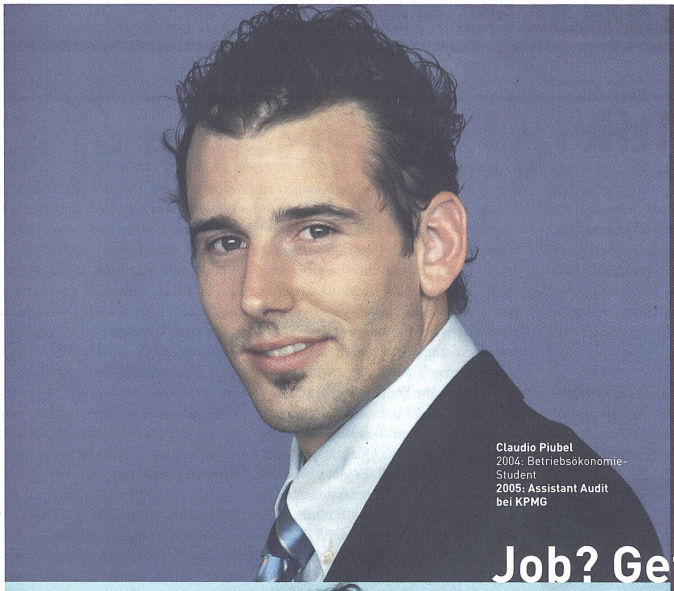
Die wichtigste Arbeit im StuRa-Büro ist – neben der Erfüllung des eigenen Ämtlis – die gemeinsame Organisation der Ratssitzungen. Meist kommen Mitteilungen oder Anfragen für offizielle Stellungnahmen seitens der Universitätsleitung. Nicht selten stehen darüber hinaus Anträge von studentischer Seite an. Die Themenvielfalt der zu diskutierenden Sachverhalte ist gross: Vom neuen studentischen Ruheraum bis hin zur exakten Formulierung der Richtlinien für spezialisierte Master-Studiengänge wird im StuRa alles diskutiert, analysiert und gegebenenfalls organisiert, was das Studentendasein tangiert.

Die Ratsitzungen dauern im Normalfall von 18.15 bis 21.15 Uhr, was sogar in der Allgemeinen Geschäftsordnung festgeschrieben ist. Das ist auch gut so, denn damit bleibt nach den Sitzungen noch genügend Zeit, um den Abend beim anschliessenden Apéro feuchtfröhlich ausklingen zu lassen. Mit einem Bier in der einen und einem belegten Brötchen in der anderen Hand wird quer durch alle Fachrichtungen und Fraktionen über Gott und die Welt debattiert und viel gelacht. Ähnlich lustig geht es auch bei den vom StuRa organisierten Jass- und Schachturnieren, Grillparties und allen anderen Festen zu und her. Die Arbeit im Büro ist abwechslungsreicher und spannender als Otto Normalstudent sich das vorstellt.

Horizonterweiternde Bekanntschaften

Ständig trifft man auf Studenten verschiedener Fachrichtungen, bei Veranstaltungen des studentischen Dachverbands VSS, dem der StuRa angehört, sogar auf Studentinnen und Studenten aus der ganzen Schweiz, was nicht nur das Adressbüchlein füllt, sondern auch den eigenen Horizont erweitert. Und weil die Büroarbeit zudem angemessen entlöhnt wird, kann hier mit Fug und Recht behauptet werden, dass es sich dabei um den schönsten Nebenjob der Welt handelt.

Cool wie eine Rockband: Das Team des StuRa-Büros. *(Bild: Matthias Mattenberger)*



Claudio Piubel
2004: Betriebsökonomie-Student
2005: Assistant Audit bei KPMG

Janine Rother
2004: Maschinenbau-Studentin
2005: Trainee bei ABB

Job? Gefunden!

Romy Vyskocil
2004: BWL-Studentin
2005: Career Starterin bei Credit Suisse

Renzo Capanni
2004: Wirtschaftsingenieur
2005: Management Trainee bei SBB Cargo

ABSOLVENTEN KONGRESS

8. Dezember 2005, Zürich

› Treffen Sie 80 Firmen auf der grössten Schweizer Jobmesse.
› Finden Sie das perfekte Trainee-Programm oder Praktikum.
› Bewerben Sie sich direkt vor Ort um Ihren Job.

Die Teilnahme ist kostenlos.
Infos und Anmeldung unter **www.absolventenkongress.ch**

hobsons

Diese Firmen treffen Sie auf dem Absolventenkongress:

A
a & u Kaderberatung
ABB Schweiz
Accenture
ALDI SUISSE
Allianz Suisse
ALSTOM
Altran Switzerland
APP Unternehmens-beratung
Avaloq Evolution
Axpo Holding

B
Bain & Company
Basler Versicherungen
BDO Visura
BearingPoint
Booz Allen Hamilton
Bosch-Gruppe
The Boston Consulting Group

C
Cambridge Technology Partners
Ciba Spezialitätenchemie
CREDIT SUISSE

D
DELL
Deloitte
Die Schweizerische Post

E
Elektrizitäts-Gesellschaft Laufenburg
EnDes
Endress + Hauser Flowtec
Ernst & Young
ESCP-EAP Europäische Wirtschaftshochschule
Esprit Consulting

G
Georg Fischer

H
HandelsZeitung
Helbling
Hewitt Associates
Hewlett Packard
Hobsons
Hochschule für Technik und Informatik
Holcim
Horizon21

I
IBM
ifb Suisse
Internationales Komitee vom Roten Kreuz (IKRK)
IKEA

J
Jobwinner

K
Karer Consulting
KPMG

L
Lawrence Fashion
LIDL
Lonza

M
Man Investments
McKinsey & Company
Mercer Management Consulting
Mercer Oliver Wyman
MLP Private Finance
Möbel Pfister

N
Nestlé
Neue Zürcher Zeitung

P
PI AG für Unternehmens- und Personalberatung
PricewaterhouseCoopers

R
ROCHE
Roland Berger
RUAG

S
SBB
Schweizerische National-bank
Siemens
Swiss Re
Swisscom
Syngenta Crop Protection

T
ThyssenKrupp Presta
T-Systems Schweiz

U
UBS
Unilever

V
VZ VermögensZentrum

W
Weidmann Infra
Winterthur Versicherungen

Z
zeb/rolfes.schierenbeck.associates
Zürcher Justiz
Zürcher Kantonalbank

Besuchen Sie auf dem Kongress: CREDIT SUISSE KPMG ALDI SUISSE UBS

METROPOLE ZÜRICH

Vergammeltes Zeugnis der Zürcher Baugeschichte

Fast unbemerkt steht ein 90-jähriges Modell im Kollegiengebäude. Es zeigt den hochfliegenden Plan zur Erweiterung der Universität und zeugt von der vergangenen Epoche Zürichs als internationale Metropole.
Von Lukas Mäder

Pausengong. Raus aus dem Hörsaal mit dem klingenden Namen KOL-F-121. Als erstes einen Kaffee holen und zurück. Alle Sitzplätze in den Gängen sind besetzt. Immerhin steht hier noch ein oller Glaskasten, um den Kaffeebecher abzustellen. Den könnten sie auf den Müll schmeissen und Tische hinstellen. Ist sowieso nur ein altes, vergammeltes Modell der Uni drin. – Der zweite Blick erst zeigt, dass das Universitätsgebäude so nie gebaut wurde. Das Modell zeigt den Erweiterungsentwurf von Karl Moser aus dem Jahr 1917.

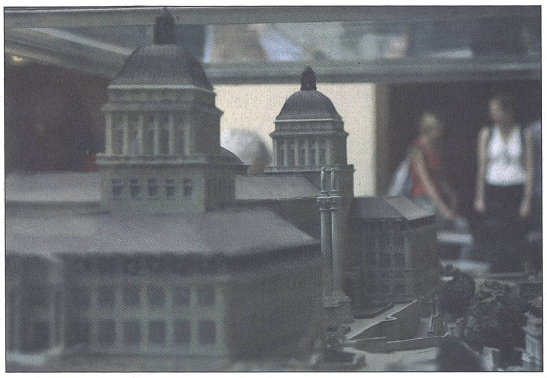
Platznot im 19. Jahrhundert

Als die Universität Zürich 1833 gegründet wurde, hatte sie bald dieselben Probleme wie heute: umstrittene Berufungen und zu kleine Räumlichkeiten. In den ersten Jahren war die Universität – wie heute – auf drei keineswegs benachbarte Standorte verteilt. Im fünften Jahr ihres Bestehens weihte die Universität das umgebaute Hauptgebäude in der Altstadt an der Augustinergasse ein. 1855 musste die Universität dem neugegründeten Polytechnikum Räumlichkeiten abtreten, nachdem sich die Hoffnungen auf eine eidgenössische Universität in Zürich zerschlagen hatten. Damit begann auch die untrennbare Verbindung von Universität und ETH. Im 1864 fertiggestellten, noch heute bestehenden Hauptgebäude des Polytechnikums von Semper zog auch die Universität ein – und dort blieb sie auch einige Jahrzehnte.

Erst um die Jahrhundertwende begannen sich Universität und Kanton mit einem Neubauprojekt zu beschäftigen. Zürichs Einwohnerzahl war mit der Eingemeindung 1893 auf über 100 000 gestiegen, und die Stadt hatte Nachholbedarf bei Infrastrukturbauten. Zürich fühlte sich neuerdings als europäische Grossstadt und orientierte sich an Metropolen wie Paris oder Berlin. In diesem Geist entstanden hochfliegende Pläne, von denen jedoch viele nicht verwirklicht wurden. Gebaut wurden beispielsweise das Landesmuseum und die Amtshäuser von Gustav Gull oder das Kunsthaus am Heimplatz. Andere Pläne für eine Metropole Zürich blieben unverwirklicht: Das Stadthaus zwischen Rudolf-Brun-Brücke und Lindenhof scheiterte an Geldmangel, der sogenannte Zähringer-Durchstich, der einen Boulevard zwischen Predigerplatz und Obergericht vorsah und Teile des mittelalterlichen Niederdorfes hinweggefegt hätte, kam ebenfalls nicht zustande.

Prestigebau für die Universität

Nachdem der Neubau des Polytechnikum internationale Anerkennung fand, brauchte Zürich für seine Universität ebenfalls ein repräsentatives Gebäude. Ausserdem reichten die Räumlichkeiten für die rasch steigenden Studentenzahlen – im Herbst 1904 immatrikulierte sich der tausendste Student – nicht mehr aus. Über Jahre hinweg tagten Kommissionen, und das Projekt änderte sich mehrmals unter dem Einfluss von Friedrich Bluntschi und Gustav Gull, beide lehrten an der ETH Architektur. 1908 veranstaltete der Kanton einen Wettbewerb, in dem das Architekturbüro Curjel & Moser gewann. Karl Moser war ein Schweizer, der wie so viele andere ins Ausland ziehen musste, bis die Heimat auf sein Schaffen aufmerksam wurde: Zusammen mit seinem Partner Robert Curjel baute er Ende des 19. Jahrhunderts vor allem in Süddeutschland.



Die doppelte Universität im Modell. *(Bild: Lukas Mäder)*

Moser arbeitete sein Siegerprojekt für den Universitätsneubau mehrmals um, besonders das Aussehen des Turmes durchlief einen steten Wandel. Die Stimmbürger bewilligten in mehreren Abstimmungen einen Baukredit für insgesamt fünf Millionen Franken. Im Juli 1910 begannen die Bauarbeiten unter anderem mit dem Abbruch des städtischen Gefängnisses «Zum Berg», das dem neuen Zürcher Wahrzeichen weichen musste. Bereits im Sommer 1913 konnte das Biologische Institut, das heutige Kollegiengebäude II, bezogen werden. Am 17. und 18. April 1914 fanden die offiziellen Eröffnungsfeierlichkeiten statt, während sich die Arbeiten an der plastischen Ausschmückung noch drei Jahre hinzogen.

Bereits kurz nach der Fertigstellung der Universität beschäftigte sich Moser, eben erst Professor an der ETH geworden, mit einer Erweiterung des Kollegiengebäudes. Grund dafür war der Platzmangel der kantonalen Verwaltung. Diese sollte in der Universitätserweiterung untergebracht werden. Moser veränderte den Charakter des bisherigen Baus komplett: Während das gebaute Hauptgebäude von der Spannung der zwei versetzten Gebäudekörper lebt, schufen die Erweiterungspläne von 1917 einen streng symmetrischen Monumentalbau.

Konkurrenz der Architekten

Mit ein Grund für Mosers Entwurf war die Konkurrenz zwischen ihm und dem früheren Stadtbaumeister Gustav Gull. Gull nahm Einsitz in Kommissionen zum Universitätsneubau und sah Mosers Projekt skeptisch. Bei der Erweiterung des Polytechnikums ab 1915 setzte Gull dem Gebäude eine markante Kuppel auf, um dem neuen Universitätsturm zu trotzen. Mosers geplante Erweiterung hätte die Universität wieder zum dominanten Bau der sogenannten Stadtkrone gemacht. Doch es blieb bei einem Entwurf: Die wirtschaftliche Situation nach dem Ersten Weltkrieg verhinderte die Verwirklichung weiterer Prestigebauten.

Der Kaffee ist getrunken, die Pausengespräche sind zu Ende. Elektrisch scheppernd ruft der Gong zurück in den Hörsaal. Draussen bleibt Mosers Modell von 1917, das von grossen städtebaulichen Plänen in Zürich zeugt. Der Professor beginnt zu erzählen von fernen Ländern und fremden Religionen. Die Geschichte der Universität bleibt Pausenlektüre.

INTERNATIONALE POLITOLOGIE-KONFERENZ

Der Mythos Neutralität existiert weiter

Im August befasste sich eine internationale Konferenz an der Universität Zürich und in Bern mit dem Thema «Neutrality – good, bad or just making rich?». Unter dem Dach des internationalen Fachvereins Politikwissenschaft ging eine professionell organisierte, inhaltlich hochstehende und zu Unrecht spärlich besuchte Veranstaltung über die Bühne. Die Professoren forderten ein Überwinden der nicht mehr zeitgemässen Schweizer Neutralität. Auf praktisch-politischer Seite hingegen sieht man keinen Anlass, etwas zu ändern. Von Sarah Genner

An einem Mittwochabend mitten in der vorlesungsfreien Zeit wird die fünftägige Konferenz der internationalen Politologen-Gilde mit einem feierlichen Apéro im Lichthof-West eröffnet. Die Heads of Conference Daniel Högger und Marina Bolzli heissen in Anzug und Deux-Pièces von weit her angereiste Studentinnen und andere Konferenzteilnehmer zur kritischen Auseinandersetzung mit der Schweizer Neutralität willkommen. Die gute Zusammenarbeit zwischen den Fachvereinen Polito Zürich und AkroPOLis Bern wird gelobt und die Cross-National-Party am Abend angekündigt. Ein georgischer Student spricht beim Anstossen bereits das Konferenzthema an: Wäre für sein nun «unabhängiges» Land Neutralität eine gute Lösung?

Veraltete Neutralität

Der folgendeTag ist dicht mit Referaten bepackt und findet im Vorlesungssaal statt. Drei Professoren der Politikwissenschaft legen hintereinander aufwändig dar, warum sie die Schweizer Neutralität für überholt halten. Zürcher Professor Kriesi erklärt den wichtigen Unterschied zwischen Neutralitätsrecht und Neutralitätspolitik. Bloss das Neutralitätsrecht ist festgeschrieben und hält die Verpflichtungen fest, sich nicht an Kriegen zu beteiligen, das Territorium nicht zur Austragung von Kriegen zur Verfügung zu stellen und alle kriegsführenden Parteien wirtschaftlich gleich zu behandeln. Die Professoren Kriesi, Ruloff und Armingeon sind sich einig, dass sich internationale Konflikte stark gewandelt haben und Konfliktypen wie Terrorismus dominanter werden, und deshalb das Neutralitätsrecht kaum mehr anwendbar sei. Die heutige Aussenpolitik geht davon aus, dass es mit der Neutralität kompatibel sei, der UNO, WTO und sogar der EU anzugehören.

Ein wichtiger Aspekt der Schweizer Neutralität waren schon früh die «Guten Dienste», das heisst Schlichtung und Vermittlung in internationalen Konflikten. Die Schweiz ist in dieser Hinsicht aber eine kaum noch relevante Grösse. Zahlreiche Länder, wie zum Beispiel Norwegen, sind viel aktiver.

Ruloff, vor seiner Professur Banker bei der UBS, weist den Vorwurf, die Neutralität sei vor allem lukrativ, zurück. Die Grossbanken seien internationale Unternehmen, die nicht auf die Politik der Schweiz Rücksicht nähmen.

Regula Zürcher, die mit Swisscoy im Kosovo war, betont in ihrem Referat, dass Neutralität nicht vor den heutigen Gefahren wie Terrorismus und organisiertem Verbrechen schützen könne. Es folgt eine heftige Reaktion aus dem Publikum: Ob denn die neutrale Stellung in Bezug auf den Irakkrieg nicht vor Terroranschlägen in der Schweiz schütze? Das lässt sich weder bestreiten noch nachweisen. Ruloff hat aufgezeigt, dass Neutralität Länder wie Belgien und Holland nicht vor Krieg geschützt hatte.

Warum Bewährtes abschaffen?

Ein völlig anderes Bild als die Wissenschaftler zeichnet Bichet, Spezialist für Neutralität in der Direktion für Völkerrecht. Er vertritt eine viel pragmatischere Linie und sieht absolut kein Problem mit dem Schweizer Neutralitätsrecht, das nach wie vor konsequent angewendet wird.

Am dritten Tag reist die Konferenzgruppe nach Bern ins Bundeshaus und diskutiert mit Nationalrat Ulrich Schlüer, SVP-Hardliner, und FDP-Nationalrätin Christa Markwalder. Schlüer vermag durch rhetorisches Talent auch kritische ausländische PolitologInnen davon zu überzeugen, dass Neutralität für die Schweiz Sicherheit bedeute. Damit erdrückt er Markwalders weniger ideologisches, offeneres und kooperativeres Verständnis der neutralen Position. Dass auf politischer Ebene die Neutralität nicht in Frage gestellt wird, hat wohl auch damit zu tun, dass diese von 90 Prozent der Schweizer Stimmberechtigten befürwortet wird, wie eine aktuelle ETH-Studie belegt.

Rückblick beim Fondue

Am Schlussabend werden die Holländerinnen, der Norweger und die anderen KonferenzteilnehmerInnen aus Georgien, Italien, der Türkei und Slowenien in die Kunst des Fondue-Essens eingeführt. Eine Gelegenheit, zwischen ein paar Bissen auf die intensiven Tage zurückzublicken. Die zukünftige Präsidentin des internationalen Politologie-Fachvereins IAPSS, die Holländerin Yvon Braam, macht klar, dass die Schweiz sich mehr am Aufbau des politischen Europas beteiligen müsse, statt nur davon zu profitieren. Sie könne auch ihr Wissen als neutraler Staat einbringen. Die Neutralität der Schweiz sei grundsätzlich gut, findet Mike Bucher, Mitorganisator der Konferenz. Gerade als reiches Land solle die Schweiz aber in der Welt Verantwortung übernehmen. Dafür dürfe die Neutralität kein Hindernis darstellen.

Zurück bleibt die Erinnerung an eine gut organisierte Konferenz, an eine intensive Auseinandersetzung mit einem unterschiedlich aufgefassten Schweizer Staatsgedanken und an kontroverse Rückmeldungen der internationalen PolitologInnen: Immer wieder eine Art Bewunderung, sogar Lob für die neutrale Stellung, aber auch Vorwürfe egoistischen Verhaltens auf der Weltbühne. Aus akademischer Sicht ist das Festhalten an der Neutralität nicht mehr vertretbar. Dass aber der Spezialist für Neutralitätsrecht und Herr und Frau Nationalrat keinen einzigen Grund für das Abrücken von der neutralen Position sehen, macht einen tiefen Graben sichtbar: Der Mythos besteht weiter.

Die Referate – kurz und bündig

Prof. Dr. Klaus Armingeon, Universität Bern:
Die Schweiz ist ökonomisch, kulturell und auch in internationalen Regierungsorganisationen und NGOs stark integriert. Die Schweiz implementiert laufend EU-Gesetze: Die absolute Schweizer Souveränität ist ein Mythos.

Prof. Dr. Dieter Ruloff, Universität Zürich:
Neutralität hat nichts mit Reichtum zu tun. Die Geldwäschereigesetze sind in der Schweiz strenger als zum Beispiel in England.

Die EU ist der grösste Markt für die Schweiz, die als Nicht-EU-Mitglied dadurch zwar von der Union abhängig ist, aber nicht mitentscheiden kann. Die Staatssouveränität wird in der EU nicht aufgegeben, sondern gemeinsam ausgeübt.

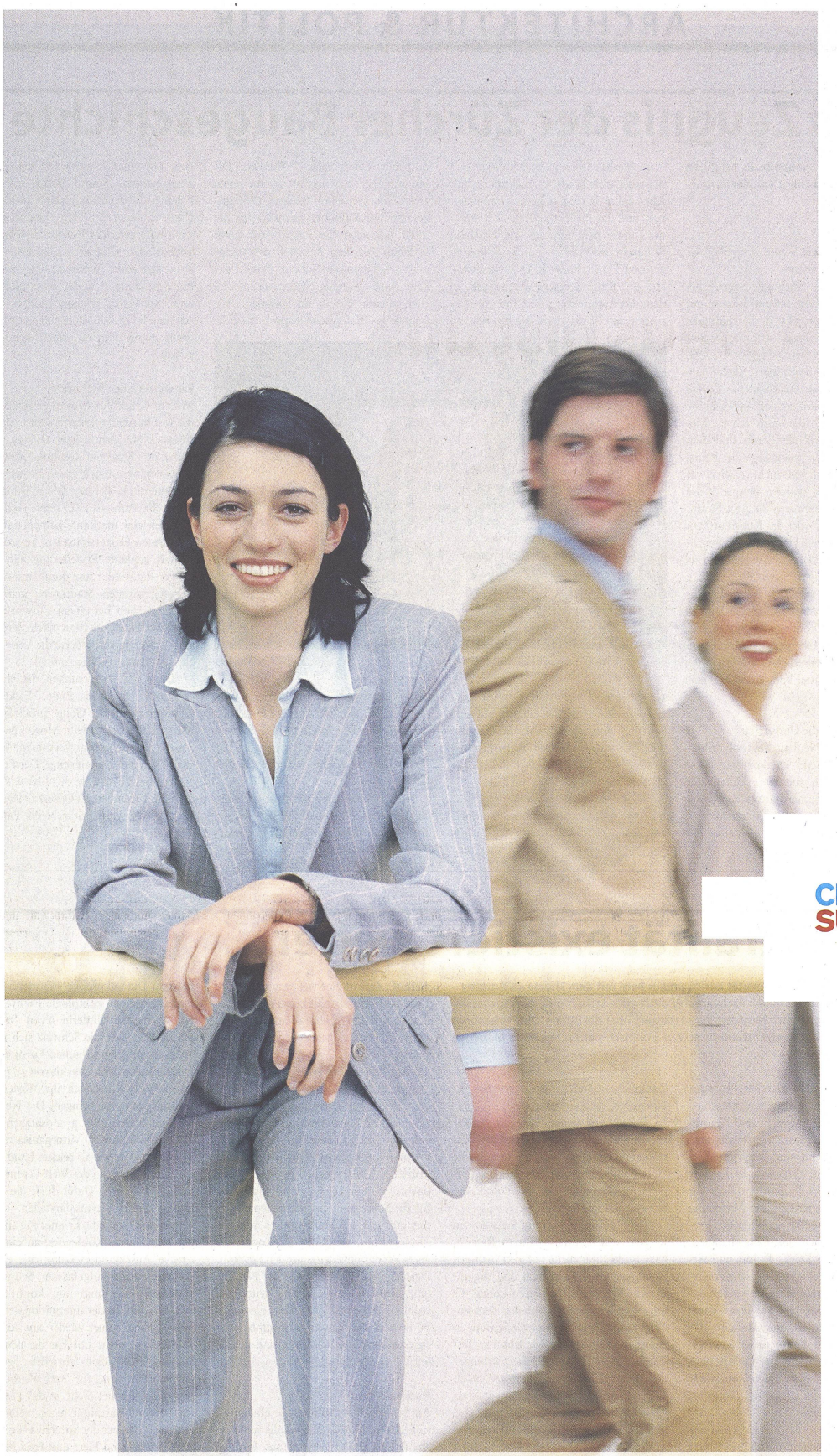
Prof. Dr. Hanspeter Kriesi, Universität Zürich:
Während früher die Neutralität den inneren Zusammenhalt des Landes förderte, spaltet sich die Bevölkerung heute zunehmend in einem inneren Konflikt über Abschottung beziehungsweise Öffnung der Schweiz.

Der Glaube daran, dass die Welt die Schweizerinnen und Schweizer mag, ist sehr stark ausgeprägt. Die Neutralität war aber im Ausland nicht immer nur beliebt.

lic. phil. Regula Zürcher, Universität Bern, ehemals Bergier-Kommission:
Die Konzeption von Neutralität ist im Laufe der Geschichte immer wieder Veränderungen unterworfen gewesen, hat sich gewandelt.

Neutralität ist zu einer Worthülse geworden und wird je nach Situation und Interesse zurechtgezimmert. Gerade im Hinblick auf die Geschichte der Schweiz im Zweiten Weltkrieg ist ein ehrlicherer Umgang mit so genannter Neutralität angebracht.

Emmanuel Bichet, Spezialist für Neutralitätsrecht, Direktion für Völkerrecht:
Neutralität ist keine Schweizer Erfindung, sondern ein in der Haager Konvention festgeschriebener Status, der sich für das Land bewährt hat. Seit dem Kalten Krieg ist die Strategie «Sicherheit durch Neutralität» mit «Sicherheit durch Kooperation» ersetzt worden. Die Schweiz ist durchaus auch aus Eigeninteresse ein neutraler Staat. Aber welcher Staat handelt nicht egoistisch?



CREDIT SUISSE

Eine Karriere braucht eine Vision.
Und die Wahl des richtigen Partners.

Wir setzen auf Nachwuchstalente, die anspruchsvolle Aufgaben mit viel Enthusiasmus und Engagement angehen und ihre Karriere durch ein hohes Mass an Selbstverantwortung vorantreiben möchten. Mit einem überdurchschnittlichen Studienabschluss, Ihrer überzeugenden Persönlichkeit und ausgeprägten sozialen Kompetenzen bringen Sie die besten Voraussetzungen für Ihre Karriere bei uns mit. Attraktive Career Start Opportunities bei der Credit Suisse, der Credit Suisse First Boston und der Credit Suisse Asset Management erwarten Sie. Sind wir Partner?

www.credit-suisse.com/careerstart

2. Bund

PROSA: Aktien für alle
Wie Hubertus Blum die Schweizer Wirtschaft neu erfindet.
→ Seite 11

ZUKUNFT: Werte im Wandel
Vier wissenschaftliche Szenarien für eine Schweiz in 20 Jahren.
→ Seite 13

NACHTLEBEN: Fame olé!
Saufen und Tanzen am Rande der Stadt und des guten Geschmacks.
→ Seite 16

STUDIENFINANZIERUNG – STIPENDIEN IN DER SCHWEIZ

Ene mene mu, raus bist du!

Der Kantönligeist treibt auch bei der Stipendienvergabe sein Unwesen. Die Unterschiede in den Unterstützungsbeiträgen sind haarsträubend. Soviel zur Chancengleichheit. Wer auf finanzielle Hilfe angewiesen ist, sollte sich gut überlegen, in welchem Kanton er oder sie die neue WG gründet.

Von Ulla Blume und Franz-Dominik Imhof

«In einem der abgesöndertsten Winkel des (...) Toggenburgs wohnt ein braver Sohn der Natur, der, wiewohl von allen Mitteln der Aufklärung abgeschnitten, sich einzig durch sich selbst zu einem ziemlichen Grade derselben hinaufgearbeitet hat. Den Tag bringt er mit seiner Berufsarbeit zu. Einen Teil der Nacht, oft bis in die Mitte derselben, liest er, was ihm der Zufall oder ein Freund, oder nun auch seine eigene Wahl in die Hände liefert.» So beschreibt vor über 200 Jahren das Vorwort des «armen Mann im Tockenburg» von Ulrich Bräker die Schwierigkeiten eines lernbegierigen aber mittellosen Menschen, dem der Zugang zu jeglicher Bildung verwehrt bleibt. Seit damals hat sich viel verändert. Unsere reich gewordene Gesellschaft verspricht uns Chancengleichheit, auch im Zugang zur Bildung. Wie steht es also heute mit den armen aber wissensdurstigen Männern und Frauen aus dem Toggenburg und anderswo?

Das ist einfacher gefragt als beantwortet. Die Schweiz setzt bei Ihren Anstrengungen für einen offenen Universitätszugang vor allem auf Stipendien – doch ein einheitliches Stipendienwesen gibt es, Föderalismus sei dank, nicht. Der Bund hat bis heute nur eine schwache Verfassungsbestimmung vorzuweisen. Sie besagt nicht mehr, als dass er die Kantone bei ihren Anstrengungen im Stipendienwesen finanziell unterstützen darf.

Kantönligeist

Der Schweizer Kantönligeist zwingt daher unterstützungsbedürftige Studierende, sich mit insgesamt 26 verschiedenen Stipendiensystemen auseinanderzusetzen. Wenn heute unser armer Mann, nennen wir ihn Max Muster, im Toggenburg mittellos (3500 Jahreseinkommen, Elterneinkommen um die 58 000 Franken, kein Vermögen, drei Geschwister) nach Wissen dürstet und an der Universität Zürich Philosophie studieren möchte, bekommt er ein Stipendium von gerade mal 6000 Franken im Jahr. Da sollte er sich vielleicht einen Umzug überlegen. In Luzern nämlich würden ihm bei gleichen Umständen 6400 Franken Stipendien sowie 2100 Franken Darlehen zugesprochen, in Zug gar der Maximalbetrag von 14 000 Franken im Jahr. Unschlagbar ist aber Zürich: Wenn Max zwingende Gründe für das auswärtige Wohnen geltend machen kann, erhält er 21 800 Franken pro Jahr.

Ein zweites Beispiel: Unsere nicht ganz so arme Eva Exempel ist ein Einzelkind, allerdings kein allzu verwöhntes (Elterneinkommen circa 76 000 Franken, 350 000 Vermögen in Form eines Hauses). Wie Max verdient auch sie etwa 3500 Franken im Jahr dazu, aber das reicht natürlich weder zum Leben noch zum Studieren. Also stellt auch Eva einen Stipendienantrag. Sowohl in St. Gallen als auch in Luzern, Zürich und Zug wird dieser abgewiesen, Zug bietet immerhin ein zinsloses Darlehen von 8000 Franken im Jahr. Somit Eva hätte etwas Geld zur Verfügung – nach ihrem fünfjährigen Studium an der ETH aber auch 40 000 Franken Schulden. Absurd? Nein, kantonale Stipendienpolitik.

Darlehen statt Stipendien?

Nach Jahren relativen Stillstands ist in letzter Zeit wieder Bewegung in die Stipendienpolitik gekommen. Wer denkt, dass die neuen Erkenntnisse über die Mängel des Systems (siehe PISA-Studie) oder gar der Wille zur Verbesserung der Chancengleichheit zu den neuen Vorstössen geführt haben, vergisst aber das Lieblingsmotto der jüngeren Politik: Sparen.

Neben der allgemeinen Budgetnot hat der Neue Finanzausgleich und damit der Wegfall eines Grossteils der Bundessubventionen für die kantonalen Stipendienwesen vielerorts noch zusätzliche Sparanstrengungen angestossen.

So will zum Beispiel der Kanton Bern mit der – zwischenzeitlich schon arg verpönten – Darlehensidee ein paar Franken bei den Stipendien sparen. Während die Studierenden für die ersten drei Jahre des Studiums noch ein volles Stipendium erhalten, wird ihnen für die nachfolgenden Jahre mittlerweile ein Drittel des Beitrages nur als rückzahlbares Darlehen ausgezahlt. Berns Vorpreschen findet durchaus auch Anhänger vor allem in den bürgerlichen Parteien anderer Kantone, obwohl diverse Studien die eklatanten Nachteile von solchen Darlehensmodellen aufzeigen, so beispielsweise die von der Eidgenössischen ErziehungsdirektorInnen-Konferenz herausgegebene Publikation «Stipendienpolitik in der Schweiz». Die Kostenersparnis bei der Auszahlung von Darlehen ist nämlich langfristig nur minimal, da die Verwaltung der Darlehen sehr kostenintensiv ist. Rechnet man den Aufwand der Studierenden dazu, geht sogar Geld «verloren», beziehungsweise an die Banken.

Auch aus den missglückten Versuchen mit Darlehen von Basel und Luzern will Bern nicht lernen. Basel liess nach einem Experiment Anfang der neunziger Jahre wieder von den Darlehen ab, weil sich herausstellte, dass die Darlehensbezügerinnen und Darlehensbezüger nach Abschluss ihres Studiums nicht so viel verdienten, dass sie ihre Schulden innerhalb einer sinnvollen Frist zurückzahlen konnten. In Luzern wurde eine kombinierte Auszahlung von Stipendien und Darlehen ausprobiert – und festgestellt, dass Unterstützungsbedürftige lieber gar kein Geld beantragen, als sich mit Darlehen zu verschulden. Das kombinierte Modell führte also eher zu einer Einschränkung des Zugangs zu höherer Bildung als zu einer Öffnung.

Abhängig von den Eltern

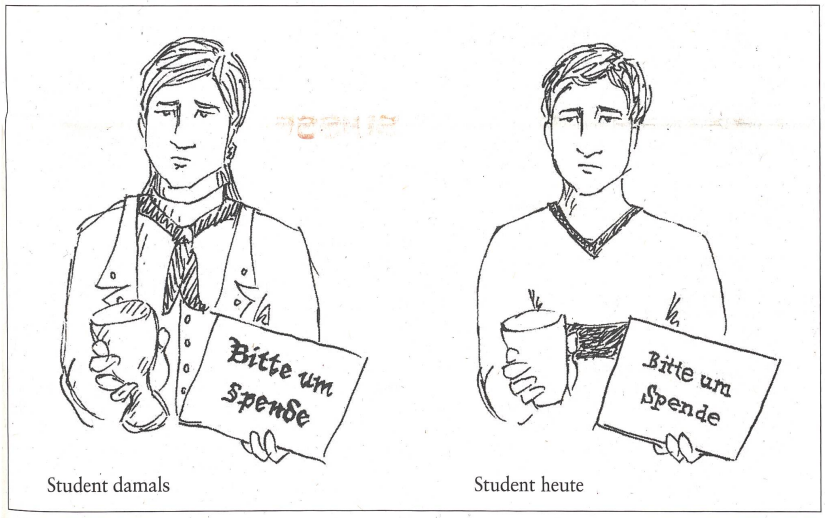
Eine andere Methode, diesmal völlig auf Kosten der Studierenden, entwickelte in den letzten zwei Jahren die sogenannte Gruppe für Wissenschaft und Forschung unter der Leitung des Staatssekretärs für Bildung, Charles Kleiber. Nach dieser Methode sollen die Stipendien vollständig aus Studiengebühren finanziert werden. Dazu wird die Studierendenpopulation in ein «reiches», ein «mittelreiches» und ein «armes» Segment aufgeteilt. Das obere Drittel soll im Jahr etwa 6000 Franken Studiengebühren berappen, das mittlere 2000 Franken, das untere kommt gratis davon. Sämtliche Einnahmen an Studiengebühren sollen dann für ein schweizweites Stipendiensystem eingesetzt werden. Doch auch diese Idee hat ihre Mängel. Neben den Widerständen der Kantone und Universitäten, die sich die Gebühren lieber ins eigene Budget einverleiben, gibt es auch handfestere Argumente: Ein solches System würde einerseits fixe Quoten für die jeweiligen Einkommensschichten setzen, Genau ein Drittel der Studierenden müsste aus mittellosen Elternhäusern kommen – und nicht mehr und nicht weniger aus reichen. Andererseits macht dieses Modell Studierwillige weiterhin sehr stark von ihren Eltern abhängig. Und auch um dieses Projekt, das einst unter grossem Getöse vorgestellt worden war, ist es mangels Unterstützung ziemlich ruhig geworden.

Licht am Ende eines langenTunnels

Der «arme Mann vom Toggenburg», stark abhängig von Wohnort und Situation der Eltern, wäre heute vielleicht genauso «abgeschnitten von der Aufklärung» wie vor 200 Jahren. Dabei sind, zumindest unter den Expertinnen und Experten, die Grundzutaten für ein funktionierendes Stipendiensystem seit längerem bekannt. Ziel ist die finanzielle Sicherheit der Studierenden – und die muss schon bei der Entscheidung für eine akademische Ausbildung bestehen. Für die Schweiz heisst das vor allem, dass die Stipendienvergabe landesweit vereinheitlicht werden muss und zwar auf dem momentanen Maximum von ungefähr 22 000 Franken Stipendien pro Jahr. Dieser Betrag entspricht in etwa den durchschnittlichen Lebenshaltungskosten einer Studentin oder eines Studenten.

Das zweite Zauberwort heisst «Elternunabhängigkeit». Das zeigt nicht nur das Beispiel von Eva Exempel sondern auch der Fakt, dass viele Eltern aus der Mittel- und Unterschicht den Studienplänen ihrer Kinder immer noch negativ gegenüberstehen und nicht bereit sind, sie ausreichend zu unterstützen. Die Gruppe der Empfängerinnen und Empfänger von Stipendien muss also bis weit in den Mittelstand ausgedehnt werden. Zudem braucht es ein eindeutig statuiertes und leicht zu erreichendes Recht auf Unterstützung für Studierwillige. Dass so der Zugang zur Bildung für Menschen aus allen Schichten geöffnet werden kann, haben uns die skandinavischen Länder mit ihren elternunabhängigen Stipendien bewiesen. Die soziale Selektion muss allerdings schon viel früher als beim Eintritt in eine Hochschule verhindert werden: Ein Kind aus einer bildungsfernen Schicht hat schon beim Übertritt ins Gymnasium eine über zehnmal kleinere Chance als Kinder mit akademischen Eltern.

In den letzten 30 Jahren scheiterten alle Versuche in Richtung Harmonisierung und Erhöhung der Ausbildungsbeiträge an föderalistischen und parteipolitischen Hindernissen. Doch endlich wird ein Licht am Ende des langen Stipendientunnels sichtbar. Die jetzt zur Diskussion stehende Verfassungsgrundlage für eine weitgehende, wenn auch nur subsidiäre Bundeskompetenz im Schul- und Hochschulwesen lässt hoffen, dass vielleicht schon in den nächsten 10 bis 15 Jahren Fortschritte erzielt werden könnten. Werden es unsere Kinder also einmal besser haben als wir? Das kommt wohl darauf an, ob das Licht am Ende des Tunnels ein Scheinwerfer oder ein Teelicht ist.



Student damals Student heute

Beton statt Bildung

Stipendieninitiative im Kanton Luzern vorerst gescheitert

Die von der Juso Luzern lancierte und von einem überparteilichen Komitee aus dem linken Spektrum mitgetragene Stipendieninitiative im Kanton Luzern ist am 25. September 2005 mit einem Ja-Anteil von 36 Prozent an der Urne gescheitert. Bei den Initianten wertet man dieses Resultat dennoch als Erfolg: «47 000 Luzernerinnen und Luzerner sagten Ja zu unserer Initiative. Das zeigt, dass entgegen den Behauptungen der Gegnerschaft ein Handlungsbedarf im Stipendienwesen des Kantons Luzern besteht», sagt Marcel Budmiger, Mitinitiant und Vorstandsmitglied der Juso Luzern. Gemäss Statistiken des Bundes bezüglich Stipendienvergaben rangiert der Kanton Luzern bei den meisten Kriterien auf den hintersten Plätzen.

Das Ziel der Initiative war eine «gerechtere Stipendienpolitik», darunter neu die Berechnung der Lebenshaltungskosten anhand der eidgenössischen SKOS-Richtlinien statt der vom Kanton festgesetzten, tieferen Ansätze. Weiter forderte sie die Vergabe von mehr Stipendien an Stelle von Darlehen bei Erstausbildung, für einen schuldenfreien Start ins Berufsleben, wie es auch von der ErziehungsdirektorInnen-Konferenz (EDK) empfohlen wird. Das Initiativkomitee argumentierte zudem, dass die Finanzierung einer höheren Ausbildung von Kindern für Familien ein zunehmendes Armutsrisiko darstelle, wie etwa statistische Erhebungen im Kanton Bern gezeigt haben.

Das letzte Wort über die Gültigkeit der Abstimmung ist jedoch noch nicht gesprochen, denn die Initianten haben eine Stimmrechtsbeschwerde gegen die Kantonsregierung beim Bundesgericht eingereicht. Die Regierung hat im Vorfeld der Abstimmung zu hohe Folgekosten (rund 11 statt 5 bis 6 Millionen Franken) publiziert und gemäss den Initianten ein «politisches Verwirrspiel» betrieben. So wird das Bundesgericht gegen Ende Jahr darüber entscheiden, ob die Kantonsregierung ihre Informationspflicht verletzt hat und die Abstimmung wiederholt werden muss.

Das Luzerner Stimmvolk setzt offenbar lieber auf Beton statt auf Bildung: Ein gleichzeitig zur Abstimmung gelangter Baukredit von 100 Millionen Franken für ein 1,4 Kilometer langes Autobahnstück wurde genehmigt, die Stipendieninitiative mit jährlichen Mehrkosten von 6 Millionen Franken hingegen verworfen.

Michael Koller

FINANZIERUNGSBERATUNG FÜR STUDIERENDE

Zum Stipendium ein Lächeln

Kantonale Stipendien sind nicht die einzige Möglichkeit, sich das StudentInnenleben finanziell etwas leichter zu machen. Studierende an Uni oder ETH Zürich können ihr Glück auch bei der Beratungsstelle Studienfinanzierung (Uni) oder dem Stipendiendienst (ETH) versuchen. Von Ulla Blume

Seit rund 30 Jahren betreibt die ETH den Stipendiendienst, eine eigene Dienststelle zur Vergabe von Stipendien und auch vorher schon wurden von der Schulleitung Stipendien für bedürftige Studierende gesprochen. An der Uni werden schon lange Stipendien ausbezahlt, die hauseigene «Beratungsstelle Studienfinanzierung» existiert in ihrer heutigen Form allerdings erst seit 1999. Silvia Biedermann und Sabine Stocker sind die Leiterinnen der beiden Stellen.

Gemäss Stocker und Biedermann ist das Kerngeschäft beider Stellen die Vergabe von Stipendien und Darlehen an Studierende – allerdings erfolgt diese subsidiär zu den kantonalen Stipendien. Bevor also eine Studentin beim Stipendiendienst oder der Beratungsstelle anklopfen kann, muss sie sich schon bei ihrem Heimatkanton um ein Stipendium bemüht haben. Uni und ETH wollen mit der internen Stipendienvergabe auch die unterschiedlichen kantonalen Stipendien ausgleichen. Das ist manchmal eine Gratwanderung, denn die Kantone sollen sich nicht von ihrer Unterstützungspflicht entlastet fühlen.

Silvia Biedermann. *(Bilder: Joëlle Zimmerli)*

Die Arbeit der beiden Stellen umfasst allerdings viel mehr als die blosse Vergabe von Stipendien und Darlehen. An der ETH können unter gegebenen Umständen Reisekostenbeiträge gesprochen und das Schulgeld erlassen werden, was an der Uni um einiges schwieriger ist. Neben der direkten finanziellen Unterstützung bieten die Beratungsstelle Studienfinanzierung und der Stipendiendienst eine weitere Dienstleistung an: die Beratung.

Kleine Lebensberatung

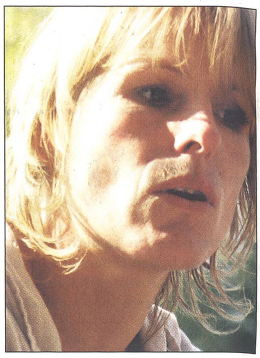
Sowohl Stocker als auch Biedermann betonen, wie wichtig dieser Teil ihrer Arbeit ist, vor allem in einer Zeit, in der die Familienverhältnisse auch der Studierenden immer komplexer und komplizierter werden. In einer Beratung können die Studierenden nicht nur mit kompetenter Hilfe Finanzierungspläne für ihr Studium aufstellen und sich so einen genauen Überblick über ihre Situation und ihre Möglichkeiten verschaffen. Häufig erfahren sie auch erst in der Beratung, welche Rechte sie überhaupt haben – und welche Unterstützungspflichten ihre Eltern. Zudem können Studierende in einer persönlichen Beratung ihre Situation am besten darstellen, und es kommt vor, dass ein Termin zu einer kleinen Lebensberatung wird, oder zur vielleicht einzigen Möglichkeit sich bei jemandem «auszuheulen». Ein Gespräch allein löst natürlich noch keine finanziellen Probleme. Aber die Mitarbeiterinnen haben ein offenes Ohr und viel Verständnis für Studierende in schwierigen Situationen und können ihnen in den meisten Fällen mögliche Auswege aufzeigen.

Die Stipendien und Darlehen, die von Uni und ETH ausgezahlt werden, sind elternabhängig – so wie die kantonalen Stipendien. Das heisst, für die Bearbeitung eines Gesuchs sind die eigenen und die Steuerzahlen der Eltern nötig, dazu der Stipendienbescheid des zuständigen Kantons. Ausgegangen wird von einem Jahresbedarf von 22 000 bis 24 000 Franken pro Studentin oder Student. 6000 Franken davon (500 im Monat) sind mindestens für Unistudierende als Eigenverdienst zumutbar, die restlichen 18 000 müssen die Eltern berappen. Haben sie zu wenig Geld, springt der Kanton ein. Zahlt auch der Kanton nicht genug, dann versuchen Stipendiendienst und Beratungsstelle Studienfinanzierung die fehlenden Beträge auszugleichen. Das ist komplizierter, als es klingt, denn die ETH hat ein relativ kleines Budget für Studierendenstipendien (340 000 pro Jahr), an der Uni gibt es gar kein eigenes Budget.

Wie werden die Stipendien nun finanziert? An beiden Hochschulen zahlen alle Studierenden obligatorisch mit den Semestergebühren einen kleinen Beitrag (ETH 7.- Franken, Uni 6.50) in die jeweiligen Stipendienkassen ein. Daneben arbeiten sowohl Stipendiendienst als auch Beratungsstelle Studienfinanzierung mit privaten Stiftungen zusammen und sind stets auf der Suche nach neuen Stiftungen. Die Beiträge aus den Stiftungen machen den Grossteil der Gesamtmenge der ausgeschütteten Gelder aus. Allerdings müssen sich die Stiftungen an ihren jeweiligen Stiftungszweck halten, so dass die Vergabe der Stipendien manchmal nicht einfach ist und die Entscheide der Stiftungsräte nicht immer ganz nachvollziehbar. Kooperationen gibt es zudem mit dem Solidaritätsfonds für ausländische Studierende, der aus freiwilligen Beiträgen der Studierenden von Uni und ETH gespeist wird, und der Darlehenskasse, die allerdings nur an der Uni existiert.

Mehr Geld bei der ETH

Insgesamt lässt sich sagen, dass das Geld einmal mehr an der ETH das kleinere Problem ist als an der Uni. Trotzdem werden an der Uni von circa 800 eingereichten Gesuchen pro Jahr nur zwischen 1% und 5% abgelehnt. An der ETH werden bei weniger Studierenden deutlich mehr Gesuche gestellt, nämlich 1400-1500 im Jahr. Davon werden gut zwei Drittel bewilligt. Obwohl die Leistungen im Studium an beiden Hochschulen eine Rolle spielen, ist der Grund der Ablehnung eines Gesuchs meist die finanzielle Situation der Eltern. In diesen Fällen können die Stellen immerhin Daten und Fakten zur Verfügung stellen, die die Studierenden in der Diskussion mit ihren Eltern als Argumente benutzen können. Stocker greift schon mal zum Telefon oder schreibt zahlungsunwilligen Eltern einen Brief – und manchmal kann so ein Schreiben mit dem offiziellen Uni-Logo kleine Wunder bewirken.



Sabine Stocker.

Trotzdem gibt es sie, die tragischen Fälle: Väter und Mütter, die in der universitären Lehre oder gar in der Stipendienvergabe tätig sind und ihre eigenen Kinder nicht finanziell unterstützen wollen, obwohl sie könnten, oder getrennte Eltern, die ihre Kinder gegeneinander ausspielen und sich am Ende beide aus ihrer Verantwortung ziehen. Können diese Studierenden ihre Notlage aber glaubhaft machen, dann werden Stipendiendienst und Beratungsstelle Studienfinanzierung alles daran setzen, eine Lösung für die Betroffenen zu finden.

Stipendiendienst ETH
http://www.rektorat.ethz.ch/ueber_uns/organisation/stipendiendienst

Beratungsstelle Studienfinanzierung Uni
http://www.unizh.ch/studium/beratung/stipendien/index.html

GELD FÜRS STUDIUM

«Stipendien sind notwendig.»

Studieren kostet nicht nur viel Zeit und Nerven, sondern auch eine ganze Menge Geld. Und dieses zu beschaffen, ist nicht für alle Studierende gleich einfach. Davon wissen auch Karin Schraner, Nathalie Dollenmeier und Fabienne Soguel, allesamt Zürcher Studentinnen und Stipendienbezügerinnen, zu berichten.
Von Adrian Wenzl

Seit wann beziehst du ein Stipendium?

Karin Schraner: Ich bekomme mein Stipendium seit circa 2 Jahren, also seit etwa einem halben Jahr nach Studienbeginn.

Nathalie Dollenmeier: Ich bezog ein Stipendium 2003 - 2004, das heisst seit ich mein Studium begonnen habe.

Fabienne Soguel: Ich beziehe mein Stipendium seit zwei Jahren, seit Beginn meines Pharmaziestudiums.

Wie sah, beziehungsweise sieht, diese Unterstützung konkret aus?

Karin: Ich werde von drei privaten Stiftungen unterstützt. Diese bezahlen mir zusammen 4300 Franken pro Jahr. Darüber bin ich sehr froh, da ich vom Kanton Zürich kein Geld bekomme. Bei diesen Stiftungen ist nämlich nicht das Einkommen der Eltern allein ausschlaggebend dafür, ob ich einen Zuschlag erhalte, sondern meine derzeitige Lebenssituation. Allerdings muss ich jedes Jahr einen neuen Antrag stellen, um wieder Stipendiengelder zu erhalten.

Nathalie: Der Kanton Zürich bezahlte mir 5000 Franken pro Jahr, in zwei Raten. Dieser Betrag war abhängig vom Einkommen meiner Eltern und von meinem persönlichen Vermögen. Allerdings bekam ich die erste Rate meiner Meinung nach viel zu spät.

Fabienne: Die ETH Zürich erlässt mir meine Studiengebühren. Zusätzlich erhalte ich vom Schweizerischen Apothekerverband 7200 Franken pro Jahr. Davon muss ich die Hälfte nach Beendigung meines Studiums zurückbezahlen.

Wie kooperationsbereit waren deine amtlichen Bezugsstellen?

Karin: Ich hatte eine geniale Betreuerin, die sehr viel Verständnis für meine Situation zeigte. Sie bemühte sich wirklich sehr, das Beste für mich herauszuholen. Schliesslich liegt es an der Betreuerin, bei den Stiftungen zu lobbyieren und auf unsere Anliegen aufmerksam zu machen.

Nathalie: Es war nicht einfach an etwas Geld heranzukommen. Ich führte einen Papierkrieg. Als ich meine erste Rate bekam, hatte ich mir in der Zwischenzeit einen Job gesucht, weil ich nicht so lange auf das Geld warten konnte.

Fabienne: Sie kamen mir grundsätzlich entgegen. Ich musste allerdings die üblichen Formulare wie Steuererklärung, Budgetplan einsenden.

Wusstest du bereits im Voraus, dass du unterstützungsberechtigt bist, und hast du dich selber informiert?

Fabienne: Da ich ohne finanzielle Unterstützung nicht studieren könnte, habe ich mich selber informiert und mein Apotheker erzählte mir ebenfalls von einer Unterstützungsmöglichkeit.

War es für dich ein Problem, dass du dich damit an eine fremde Person wenden musstest?

Karin: Ganz zu Beginn hatte ich schon ein mulmiges Gefühl, doch als ich von verschiedenen Seiten gehört hatte, dass es ganz normal sei, ein Stipendium zu bekommen, bin ich viel offener an die ganze Sache herangegangen.

Nathalie: Nein, das war es nicht, denn ich hatte ja keinen direkten Kontakt mit denen von der Stipendienabteilung. Wir kommunizierten ausschliesslich schriftlich.

Fabienne: Nein, denn ich hatte ja gar keine andere Wahl. Ohne Stipendiengelder hätte ich gar nicht erst die Möglichkeit gehabt zu studieren.

Hast du gegenüber den Stiftungen Schuldgefühle oder siehst du es als eine Selbstverständlichkeit an, dass benachteiligte Studierende Stipendien erhalten?

Karin: Ich betrachte es nicht als Selbstverständlichkeit, ein Stipendium zu erhalten. Andererseits wollen diese Stiftungen ja auch, dass ihre Gelder an benachteiligte Studierende gehen. Besonders schätze ich, dass sie Studierende aller Fakultäten unterstützen, und nicht nur diejenigen Studienrichtungen, die einen konkreten volkswirtschaftlichen Nutzen erbringen.

Nathalie: Ich habe überhaupt keine Schuldgefühle. Im Gegenteil, in der Schweiz könnte man diesbezüglich noch viel mehr tun. Es kann nicht sein, dass nur die Reichen die Möglichkeit haben zu studieren. Ausserdem ist es zurzeit nicht leicht, einen Job zu finden.

Fabienne: Ich betrachte es nicht als Selbstverständlichkeit, aber als eine notwendige Unterstützung und eine gute Hilfeleistung für diejenigen, die es sich nicht leisten können, ohne diese Gelder zu studieren.

Was würdest du tun, wenn deine Stipendiengelder gestrichen werden, du aber dein Studium noch nicht beendet hast?

Nathalie: Genau das war bei mir der Fall, weil ich neben dem Studium noch gearbeitet habe, um meinen Lebensstandard beizubehalten und ich dadurch die Einkommensgrenze überschritten habe. Ich wurde dadurch schlechter gestellt, weil ich schlussendlich zwar insgesamt etwa gleich viel Geld hatte, aber mehr Zeit in die Arbeit investieren musste. Zu allem Übel bekam ich dann von der Stipendienabteilung einen Brief zugestellt, in welchem ich aufgefordert wurde, einen Teil meines erhaltenen Stipendiums wieder zurück zu zahlen. Die Anreize sind meiner Meinung nach falsch gesetzt, weil diejenigen, die neben dem Studium noch arbeiten wollen, unter Umständen schlechter gestellt sind, als diejenigen, die nichts tun.

Nathalie (l.) bekommt finanzielle Hilfe vom Kanton, Karin wird von privaten Stiftungen unterstützt. *(Bilder: zvg)*

Fabienne: Ich habe keine Ahnung! Ich warte momentan noch auf den Bescheid für meine Stipendiengelder der nächsten zwei Jahre. Wenn ich diese nicht bekomme, dann sieht es nicht gut aus für mich. Theoretisch müsste ich dann aufhören zu studieren, weil ich es mir nicht mehr leisten könnte. Aber bevor ich mein Studium aus diesem Grunde abbrechen müsste, würde ich auf jeden Fall versuchen, nach einer Alternative zu suchen.

Die Geschichte von Hubertus Blum

Von Christian Hänggi

Herr Blum war eigentlich ein ganz normaler Mensch. Das dachte er jedenfalls von sich selbst, und das dachten auch seine Freunde und Geschäftspartner. Trotzdem musste er sich in fortgeschrittenem Alter eingestehen, dass sein Leben zwar einer gewissen Normalität nicht entbehrte, dass aber wenige Schicksalsschläge sein Leben in Bahnen gelenkt hatten, die vorher nicht absehbar waren.

Herr Blum war eines von zwei Kindern von Herrn und Frau Blum. Sein älterer Bruder, Herr Blum, Martin mit Vornamen, war zwar nicht sein Vorbild, doch prägte er Herrn Blums Leben während rund vierzig Jahren und darüber hinaus. Die Familie Blum wohnte in Sarnen, dem Hauptort des Kantons Obwalden. Der Vater arbeitete in einer Flugzeugfabrik, die Mutter war Hausfrau (damals war das ein üblicher Beruf). Die Brüder Martin und Hubertus verlebten eine unbeschwerte Kindheit und fielen beide bereits in jungem Alter durch eine überdurchschnittliche Intelligenz auf, die aber von Leichtigkeit und Kreativität getragen war, und nicht vom Studium von Schulbüchern herrührte.

Mit zwanzig, gleich nach abgeschlossenem Gymnasium und folgender Rekrutenschule, begannen beide Brüder (im Abstand von einem Jahr) in Zürich zu studieren. Martin wurde Maschinenbau-Ingenieur ETH und Hubertus Betriebswirtschaftler. Wenngleich sie beide während ihrer Studienjahre gemässigte Festbrüder waren, konnten sie wertvolle soziale und, später, geschäftliche Beziehungen knüpfen.

Hubertus lernte seine Frau an der Universität kennen. Sie heirateten ein *Jahr* nachdem sie beide ihr Studium abgeschlossen hatten. Martin lernte ebenfalls seine langjährige Freundin an der ETH kennen. Erst nach sechs Jahren trennte er sich von ihr und hatte bis zu seinem Tod keine ernsthaften Beziehungen mehr.

Eines Abends in Hubertus' drittem Studienjahr heckten die beiden Brüder bei ein paar Gläsern Wein einen Plan für ihre eigene Firma aus. Nichts Besonderes, nicht mal etwas besonders Kreatives, aber versuchen wollten sie es. Martin hatte ein Praktikum beim Flugzeugwerk ihres Vaters gemacht und da einen Einblick gewonnen in die Herstellung und den Einsatz von Industrieteilen. Er hatte ein scharfes Auge und entdeckte Teile, die man anders und besser hätte konstruieren können. Das hing alles mit Physik und Materialeigenschaften zusammen, und von dem verstand Betriebswirtschaftler Blum nicht viel. Er wusste jedoch, wie man einen Eintrag ins Handelsregister macht, die Buchhaltung führt und einen Jahresbericht erstellt. Er konnte auch Marktanalysen verfassen und Bestellabläufe automatisieren. Zusammen machten sich die Brüder nach abgeschlossenem Studium (summa cum laude) und einem Zwischenjahr auf Reisen und im Militär daran, ihre eigene Firma zu gründen: Bloom Technologies. Anglizismen waren sehr in, und es war Hubertus mit seinem Marketingdenken, der den Namen durchsetzte.

Bloom Technologies wurde gleich als Aktiengesellschaft gegründet, mit einem Aktienkapital von 50 000 Franken. Die Aktionäre waren: Hubertus Blum (49%), Martin Blum (49%) und Martin Jos (1 Aktie). Martin Jos war ein Freund aus Studienzeiten. Er hatte Jurisprudenz studiert und war beim Aufbau der Firma immer wieder von grosser Hilfe.

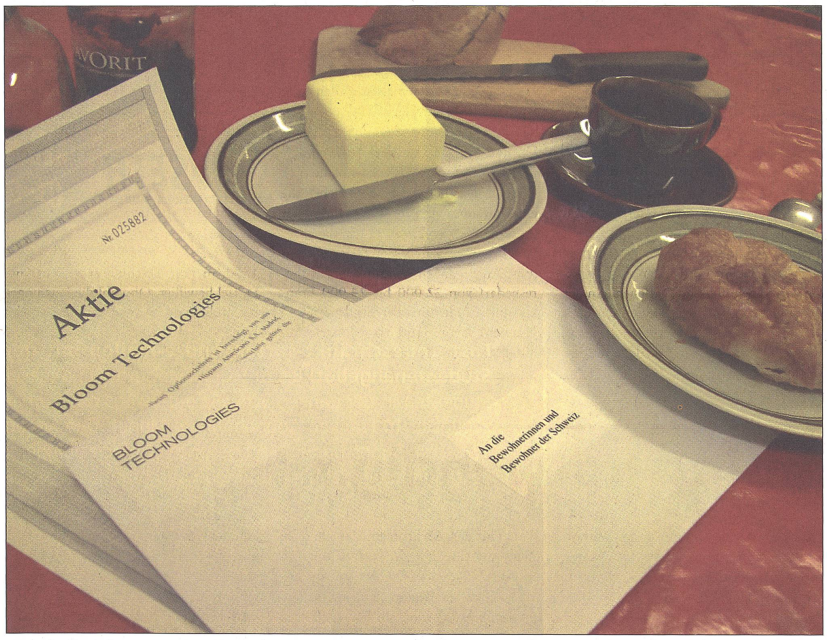
Am Anfang war das Verfahren simpel: Martin konstruierte fünf Teile, die in irgendwelchen Maschinen Anwendung fanden und Hubertus vermarktete sie. Die Produktion war extern (aber in der Schweiz, um die Maschinenteile redlich als «Made in Switzerland» zu verkaufen). Um die Zulassung durch die Eidgenössische Materialprüfungsanstalt (EMPA) kümmerte sich Martin. Bald einmal konnten sie eine grosse Anzahl Teile an das Flugzeugwerk, in dem ihr Vater arbeitete, verkaufen; zu einem Preis, den beide Parteien als fair betrachteten. Martin entwickelte noch ein paar Maschinenteile und Hubertus fand noch ein paar Absatzmärkte, und bereits nach drei Jahren war ihr Sortiment auf fünfundzwanzig Produkte angewachsen, und Bloom Technologies arbeitete gewinnbringend. Weitere fünf Jahre vergingen, und sowohl Hubertus als auch Martin konnten sich ein schönes Haus an schöner Lage kaufen. Ausserdem wurden Maschinen angeschafft und die Produktion internalisiert. Bloom Technologies war auf fünfzig Mitarbeiter und einen Jahresgewinn von 1,5 Millionen Franken angewachsen. Der Gewinn wurde vorwiegend investiert. Das Aktienkapital wurde investitionsbedingt erst auf 100 000 Franken, dann auf 500 000 Franken erhöht. In dem Jahr in dem Hubertus vierzig wurde (er hatte unterdessen zwei Töchter) beschäftigte Bloom Technologies rund 800 Mitarbeiter, erwirtschaftete einen Jahresgewinn von 25 Millionen Franken (bei einem Aktienkapital von 10 Millionen Franken) und hatte eine Produktpalette, die gegen tausend Maschinenteile führte. Und immer noch war Bloom Technologies voll ausgelastet, so dass Hubertus ruhigen Herzens einem Rüstungsbetrieb eine Absage erteilen konnte.

Und dann geschah das Unfassbare: Martin starb. Er wurde während eines Waldspaziergangs mit seinem Hund von einem Sturm überrascht und von einer stürzenden Rottanne erschlagen. Der Sturm war, nicht nur wegen des tragischen Todesfalls, wochenlang in den Medien.

Der Tod seines Bruders verunsicherte Hubertus. Nicht wegen Bloom Technologies, denn der Betrieb würde auch ohne die beiden Brüder reibungslos weiter laufen. Vielmehr gab ihm die Absurdität des Todes seines Bruders zu denken. Da half es nicht viel, dass Martin Jos, der Jurist, ihm nach der Beerdigung mitteilte, dass sein Bruder ihm alle Aktien vermacht hätte. Hubertus Blum kam also in den Besitz von allen Bloom-Aktien bis auf die eine, die Martin Jos gehörte. Er nahm einige familieninterne Umverteilungen vor, so dass seine Frau, seine beiden Töchter, seine betagten Eltern und Schwiegereltern und Martin Jos je eine Aktie erhielten zum Nominalwert von 10 000 Franken. Der Rest (9,91 Millionen Franken in Aktien) kam in den Safe im Keller.

Und dann begann Herr Blum (er war jetzt in einem Alter, in dem er es bevorzugte, gesiezt zu werden) zu grübeln. Bei einem Jahresgewinn von 30 Millionen Franken würden nach Ausbezahlung eines grosszügigen Bonus an alle Mitarbeiter, Spenden an wohltätige Institutionen, Rückstellungen, Steuern und Firmenfest am 6. Januar mindestens noch ein Gewinn von sieben bis acht Millionen bleiben, auszubezahlen an die (oder besser: den) Aktieninhaber. Ein schlechtes Gefühl überkam ihn. Was in aller Welt hätte er denn mit sieben bis acht Millionen Franken im Jahr anfangen sollen, zusätzlich zum Lohn und Firmenwagen? Er sprach mit seiner Frau und mit Martin Jos darüber.

Ein paar Tage später wachte Herr Blum an einem schönen Morgen auf (es war wirklich ein Morgen wie aus dem Bilderbuch) und beschloss, Bloom Technologies an das Volk zu verteilen. Ihm schwebten Genossenschaftsscheine vor. Rund sieben Millionen Stück. Pro in der Schweiz ansässiger Person einen Genossenschaftsschein über 1 Franken und 43 Rappen. Er traf sich mit Jos, dem Juristen, um seine Idee zu bereden. Jos war bereit ihn zu unterstützen, empfahl jedoch Aktien statt Genossenschaftsscheine. Herr Blum sah nicht ganz ein wieso, aber einen grossen Unterschied schien dies nicht zu machen. Also kaufte Herr Blum die neun Aktien auf, die noch nicht ihm gehörten, erhöhte das Aktienkapital auf 21 Millionen Franken und liess Namensaktien für rund sieben Millionen Leute mit einem Nennwert von 3 Franken drucken.



Unverhoffter Aktienregen. *(Bild: Bloom Technologies)*

Alle bisherigen Aktieninhaber behielten ihr Stimmrecht, denn nach dem Postversand der Aktien erhielten ja alle wieder eine Aktie. Alle Mitarbeiter erhielten natürlich auch je eine und wurden so am Erfolg der Unternehmung beteiligt. Herr Blum, der weiterhin Verwaltungsratspräsident blieb (er wurde an der Generalversammlung von den 20 000 erschienenen Aktionären einstimmig gewählt), beschrieb diese Umverteilung in einem Interview mit der Neuen Zürcher Zeitung als «Verstaatlichung».

Die Aufregung in den Medien war gross. Alle fühlten sich betroffen, denn es erhielt auch jede und jeder eine Aktie. Herr Blum wurde in Fernsehsendungen eingeladen, es wurden Interviews geführt. Einmal warf ihm ein Journalist vor, er könne doch das kapitalistische System nicht einfach so über den Haufen werfen und eine para-staatliche Institution ins Leben rufen. Es wurde gemunkelt, dass ein schwerreicher Industrieller Bloom Technologies aufkaufen wollte, aber dass es ihm schliesslich zu mühsam und kostspielig erschienen war, alle Aktien à 3 Franken aufzuspüren. Viele Aktien wurden im Lauf der Jahre vererbt oder verschenkt. Wer starb, verlor natürlich sein Stimmrecht, und wer zum Zeitpunkt des Aktienregens noch nicht geboren oder eingewandert war, der konnte nur eine kaufen, vererbt oder geschenkt bekommen. An der Generalversammlung waren immer etwa 20 000 Leute anwesend. Einmal, es ging um die Akquisition einer Ventilatorenfabrik, kamen gar 50 000 Aktionäre, und die Versammlung fand bei sommerlichen Temperaturen in einem Sportstadion statt. Cervelat, Kalbsbratwurst und Kartoffelsalat wurden von Bloom Technologies offeriert (Bier und Mineralwasser natürlich auch).

Herr Blum hatte gar nicht daran gedacht, dass ihn die Verteilung seiner Firma auf einen Schlag berühmt machen würde. Der Medienrummel setzte ihm etwas zu, und er beschloss, im folgenden Jahr abzutreten und der Generalversammlung Martin Jos als Verwaltungsratspräsident vorzuschlagen. Auch Jos wurde fast einstimmig gewählt. Herr Blum zog sich auch aus dem operativen Geschäft zurück, denn geeignete Betriebswirtschaftler gab es viele. Der Assistent seines Bruders übernahm nach dessen Tod die Funktion als Chefdesigner und erwies sich als äusserst tüchtig.

Herr Blum wollte sich eigentlich mit 42 Jahren frühpensionieren lassen, doch sagte ihm seine Frau, dass dies überheblich sei. Er liess es bleiben und fand eine Teilzeitstelle als Kindergärtner in seinem Wohnort. Die nötige Ausbildung dazu absolvierte er nebenher. Fünfzehn Jahre später, also mit 57 Jahren, liess er sich dann wirklich frühpensionieren und wurde kurz darauf in den Gemeinderat gewählt. Zwei Amtsperioden lang war er ein beliebter Gemeinderat (eine davon sogar als Gemeindepräsident), dann beschloss er, sich ganz seinem Steckenpferd zu widmen, das er während seiner Zeit als Kindergärtner entdeckt hatte: der elektrischen Modelleisenbahn. Nebenbei reiste er, vorzugsweise mit dem Zug, schrieb Briefe und löste Kreuzworträtsel. Jeweils am Sonntag erhielten er und seine Frau Besuch von ihren Töchtern, die unterdessen verheiratet waren, und einmal im Jahr fuhr die ganze Familie mit den Schweizerischen Bundesbahnen an die Generalversammlung der Bloom Technologies.

Kurzgeschichte

Geschichten sind dazu da, das Mögliche plausibel zu machen. Zur Abwechslung drucken wir eine kleine Erzählung ab. Wir würden uns freuen, auch in Zukunft gelegentlich Kurzgeschichten abzudrucken.

Werbung

Bücher Brockenhaus
BÜCHER BROCKY
100'000 Bücher und Schallplatten für 1 - 4 Franken
Auch in Aarau, Basel und Reussbühl/Luzern
www.buecher-brocky.ch
Bücher-Brocky Zürich
Mo 10:30 - 18:30
Di 10:30 - 18:30
Mi 10:30 - 18:30
Do 10:30 - 20:00
Fr 10:30 - 18:30
Sa 09:00 - 16:00
Bederstrasse 4
(hinter Bhf. ZH-Enge, Hofeing. Gutenbergstr.)

KUNSTHAUS ZÜRICH

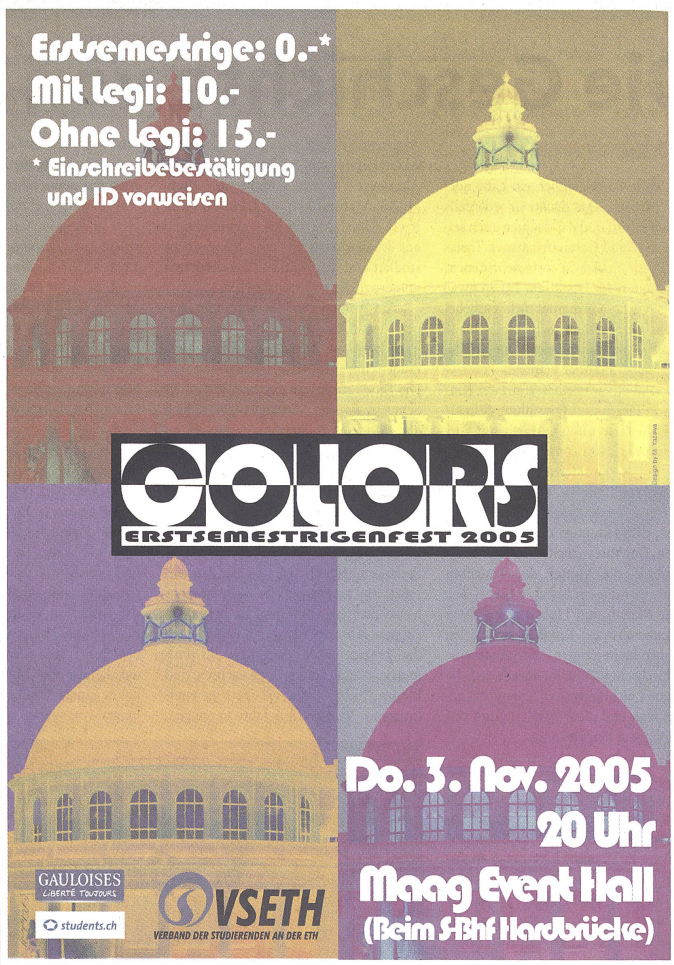
Ihr Abo zur Kunst
Sie kommen so oft Sie wollen. Mit einer Jahresmitgliedschaft in der Zürcher Kunstgesellschaft (CHF 95.– regulär, CHF 160.– Paare, CHF 30.– Junior bis 25 Jahre) haben Sie freien Eintritt in alle Ausstellungen und die Sammlung. Einladungen zu Vernissagen und das Kunsthaus-Magazin senden wir Ihnen frei Haus.

Ausstellungen
Füssli - The Wild Swiss 14.10.05 - 8.1.06
Die Sammlung Merzbacher-Mayer 10.2. - 14.5.06
Frédéric Moser & Philippe Schwinger 10.3. - 30.4.06
Ed Ruscha. Photographer 19.5. - 13.8.06
The Expanded Eye 16.6. - 3.9.06
In den Alpen 6.10.06 - 2.1.07

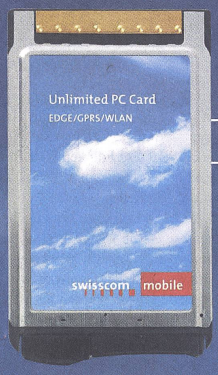
Sammlung
Italienischer Barock und Alberto Giacometti, Beckmann oder Munch, Jeff Wall und Claude Monet, Bonnard und Vallotton, Van Gogh oder Twombly, Dada und Picasso, Chagall, Hodler, Kokoschka, Füssli, der Zürcher Nelkenmeister und vieles mehr

Kunst an über 300 Tagen!
Einloggen und anmelden unter www.kunsthaus.ch

Kunsthaus Zürich, Heimplatz 1, CH-8001 Zürich
Di-Do 10-21 Uhr, Fr-So 10-17 Uhr
Tel. +41 (0)44 253 84 84, www.kunsthaus.ch



Fast unbeschränkt surfen und e-mailen mit dem Mobile Unlimited Studentenangebot! Bis zu 1 Gigabyte surfen und mailen Schüler, Lehrlinge und Studenten in der ganzen Schweiz unterwegs oder zuhause für nur 29 Franken, zuzüglich 10 Franken Abogebühr, im Monat. Das Angebot ist erhältlich in allen Swisscom Shops und im Fachgeschäft. Einfach gültigen Studentenausweis oder Bestätigung der Schule mitbringen und profitieren.



CHF 1.–*

Mobile Unlimited EDGE

– Unlimited PC Card für EDGE/GPRS/WLAN oder UMTS/GPRS/WLAN

Einfachste Installation, kein Kabel, keine zusätzliche Hardware

* Bei Abschluss eines neuen NATEL® data basic Abos CHF 10.–/Mt. sowie einer Data Option 1000 CHF 29.–/Mt. Mindestdauer jeweils 24 Monate. Exkl. SIM Karte CHF 40.–. Preise für die Unlimited PC Cards ohne Abo und Data Option 1000 CHF 539.– für EDGE/GPRS/WLAN resp. CHF 739.– für UMTS/GPRS/WLAN. Das Angebot ist erhältlich bis 31.12.2005.

www.swisscom-mobile.ch/studentoffer

swisscom mobile
Go far. Come close.

ZUKUNFTSFORSCHUNG: STUDIE ÜBER WERTEWANDEL IN DER SCHWEIZ

Wohin will die Schweiz in den nächsten 20 Jahren?

Wertewandel sind treibende Kräfte der gesellschaftlichen Entwicklung. Deshalb hat die Schweizerische Vereinigung für Zukunftsforschung den Wertewandel in der Schweiz genauer untersucht. Das Resultat ist eine Studie, in der vier plausible Zukunftsszenarien vorgestellt werden. Von Michael Koller

Während viele unserer Eltern damit beschäftigt waren, sich gegen ihre Eltern, das Establishment und alle möglichen Autoritäten aufzulehnen, damit sie ihr Leben nach eigenem Gutdünken leben konnten, müssen wir uns eine Generation später damit auseinandersetzen, wie wir mit der grossen Freiheit umgehen sollen, die uns hinterlassen wurde. Die Lebensentwürfe sind vielfältig geworden, und mit ihnen die Wertvorstellungen. Gesprochen wird von der Pluralisierung der Lebenswelten, von der neuen Unübersichtlichkeit, und obwohl klare Gegenbewegungen erkennbar sind, ist eine Rückkehr zu einem gesamtgesellschaftlichen Wertekanon, wie er bis zum 2. Weltkrieg mehr oder weniger vorherrschte, kaum vorstellbar.

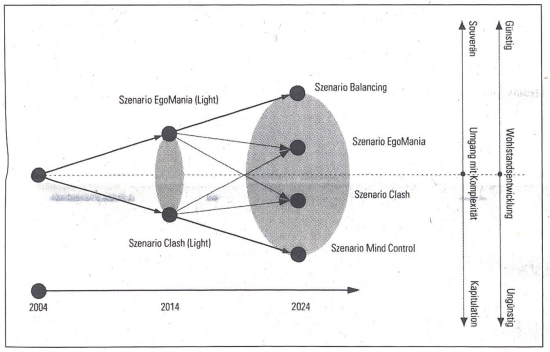
Es sei deshalb kein Zufall, dass sich die Wertewandelforschung in der Nachkriegszeit zu etablieren begann, meint Georges T. Roos, Leiter der Studie «Wertewandel in der Schweiz 2004-2024». Roos ist Mitglied eines Teams, das mittels einer Analyse des Wertewandels in der Schweiz in den letzten 30 Jahren Zukunftsprognosen in Form von Szenarien erstellt hat. Die resultierende Studie ist Teil eines umfassenderen «Zukunftsmonitorings» der Schweizerischen Vereinigung für Zukunftsforschung (swissfuture). Bei der Suche nach treibenden Kräften der Entwicklung sei man nebst der Technologie immer wieder auf Werte und Wertewandel gestossen, sagt Roos zur Motivation für eine Untersuchung des Wertewandels. Die vorliegende Studie habe insofern eine Lücke geschlossen.

Szenarien der Komplexität

Aus der Analyse von Daten der seit 1974 von Demoscope durchgeführten Umfrage (psychologisches Klima der Schweiz), dem Studium internationaler Literatur zur Wertewandelforschung sowie den Einschätzungen eines Expertenpanels wurden vier Szenarien entworfen. Voraussagen im Bereich der Werte zu machen sei etwas ganz anderes als im Bereich der Demographie, sagt Georges T. Roos zur Szenariotechnik. Für Aussagen im Bereich der Bevölkerungsentwicklung könne man mittels einer langen Erfahrung die bestehenden und vermuteten Tendenzen mathematisch in die Zukunft verlängern. Beim Wertewandel fehlten hierzu die verlässlichen Faktoren, so dass man nebst der Datenauswertung Bilder von möglichen und plausiblen Zukünften entwerfen müsse: die Szenarien. Dabei spielten Intuition und mentale Vorbilder eine wichtige Rolle.

Für den Entwurf der Szenarien wurden zwei massgebliche Einflussgrössen als Darstellungsachsen identifiziert und verwendet: einerseits die Einkommensentwicklung und -verteilung sowie der Umgang mit Komplexität. Letzteres beschreibe die Tatsache einer immer komplexer werdenden Welt – Stichwort Informationsüberflutung, Globalisierung oder Werte pluralismus –, die mental und psychisch eine der zentralen Herausforderungen des Menschen der Moderne darstellten, so Roos.

Die Szenarien selbst (siehe Grafik) sind absichtlich in Extremen gehalten, damit sie an Kontur gewinnen. «Balancing» und «EgoMania» sind Szenarien, deren Eintrittswahrscheinlichkeit bei günstiger Wohlstandsentwicklung und souveränem Umgang mit Komplexität steigt, «Clash» und «Mind Control» sind die Szenarien bei gegenteiliger Entwicklung.



Die vier Zukunftsszenarien grafisch dargestellt. *(Bild: Studie)*

Keine Diktatur in der Schweiz

Am plausibelsten scheinen Roos die Szenarien «Egomania» und «Clash». Die Gesellschaft in der Schweiz habe sich in der Geschichte als relativ resistent gegen Extremismus erwiesen, deshalb sei das Szenario «Mind Control» (Diktatur) eher unwahrscheinlich. «Balancing» (Synthese) hingegen sei insgesamt sehr anspruchsvoll und deshalb ebenfalls unwahrscheinlich. Was die Erstgenannten betreffe, stelle man fest, dass sie sich in anderen Gesellschaften bereits ausgeprägt hätten. «Clash» (Konflikt) sehe man etwa in Südamerika oder Russland, wo die einen in kurzer Zeit Millionen verdient hätten während andere nicht einmal eine Heizung besitzen würden. «EgoMania» (Partikularisierung) sei etwas, was man etwa in den angelsächsischen Ländern beobachten könne. Was, wie Roos betont, jedoch nicht einberechnet werden kann, sind die «Wild Cards», unerwartete Ereignisse, die alles verändern und die Annahmen auf den Kopf stellen können. Darunter fallen etwa Pandemien, unerwartete Folgeschäden der Gentechnologie, ein Internet-Kollaps oder zunehmender Terrorismus und Extremismus.

Die Diskussion über die Zukunft beeinflusst die Gegenwart. *(Bild: Michael Koller)*

Zukunftstraining mit Bundespersonal

Ausgehend von den Szenarien veranstaltet Roos Workshops mit so unterschiedlicher Klientel wie Stadt- und Bundesverwaltungen, globalen und Medienunternehmen oder Personalverantwortlichen. Dabei werden jeweils spezifische Fragestellungen erarbeitet. Die Teilnehmer seien interessiert daran, was die verschiedenen Szenarien für ihre Arbeit, ihre Produkte oder die Beziehung Bürger-Staat bedeuteten. Abgesehen von solch besonderen Interessen sieht Roos für die Zukunft der Schweiz mehrere wichtige Aufgabenfelder: Etwa die Diskussion über die demographische Entwicklung, wo sich ein möglicher Generationenkonflikt abzeichne. Oder über den Wildwuchs in der Einkommensverteilung, mit der sich die Schweiz ebenfalls ein grosses Risiko einhandle, und schliesslich eine Diskussion über die zunehmende Komplexität, wo es sich empfehle, bildungsmässig gewappnet zu sein.

Unabhängig von der Studie ist Roos überzeugt, dass man bezüglich der Migration völlig umdenken muss. Man müsse aufhören, die Migration unter dem Aspekt des Flüchtlings zu sehen. Die Schweiz sei ein Einwanderungsland, und man halte sich sehr viel Innovationspotenzial fern, wenn man die Grenzen zu dicht mache. Diskussionen über eine gewünschte Zukunft anzuregen sieht Roos grundsätzlich als eine der Hauptaufgaben der Zukunftsforschung. Es sei auch eine Aussage gegen Fatalismus.

www.kultinno.ch
www.swissfuture.ch

HILFE ZUR SELBSTHILFE

Infrastruktur für Kreatives

Das Kulturbüro Zürich bietet kreativen Köpfen eine frei zugängliche Infrastruktur, technische Ausrüstung zu humanen Mietkonditionen und umfassende Informationen zur Kulturförderung. Als kleiner, aber feiner Treffpunkt der Zürcher Kulturschaffenden befindet sich im Büro auch eine Infothek mit einer vielfältigen Auswahl an Fachliteratur. Von Francesco Laratta

«Scheisse!», entwischt es Thomas vor der Schneidemaschine. Der 39jährige Musiker hantiert mit umständlich grossen Papierbogen. Die unzähligen Kopien eines Konzertflyers gilt es nun fein säuberlich auseinander zu schneiden. Eine nicht ganz einfache Aufgabe, die dem wuchtigen Hardrocker mit Vollbart und Tätowierungen Einiges an Konzentration abverlangt. Schliesslich aber hält Thomas sichtlich erleichtert einen beachtlichen Stapel Flyer in der Hand und erzählt, dass er zum ersten Mal das Angebot des Kulturbüros nutze.

«Komfortables Klima»

Die gelernte Grafikerin Carmen hingegen verkehrt an der Stauffacherstrasse 100 bereits seit der Eröffnung im Oktober 1998. Sie nutzt vor allem den Laserkopierer. Doch nicht nur das materielle Angebot – vom Computer und Scanner über den Kopierer und Drucker bis zur Video- und Audio-Arbeitsstation – hat es der 30-Jährigen angetan. Auch das umfangreiche Adressverzeichnis, das Förderstellen des privaten und öffentlichen Sektors umfasst, erweist sich immer wieder als ein äusserst hilfreiches Arbeitsinstrument. Zudem sei das Klima im Kulturbüro komfortabel, meint Carmen abschliessend und setzt ihren gemütlichen Smalltalk mit Simone Gerber fort.

Vom Kulturbüro ins Kulturbüro

Gerber ist seit einem Jahr Projektleiterin im Kulturbüro Zürich und teilt mit zwei Kolleginnen ein Arbeitspensum von 140 Stellenprozenten. Zum ersten Mal hierher kam sie als Radiomacherin, mehrheitlich um CDs auf Minidisk zu kopieren. Um die ausgeschriebene Stelle als Projektleiterin bewarb sie sich kurzerhand vor Ort, verfasste und druckte ihre Bewerbung gleich im Kulturbüro. «Wer regelmässig das Kulturbüro nutzt, darf ausnahmsweise auch mal seine Steuererklärung hier ausdrucken. Auch Kulturschaffende zahlen Steuern oder bekommen Kinder. Doch grundsätzlich achten wir darauf, dass unser Angebot für kulturelle Projekte genutzt wird.»

Und wie reagiert Gerber darauf, wenn ein Passant nur kurz ins Internet möchte? «Wir können kein Internetcafé für das Quartier sein. Es gibt genügend andere Institutionen, zum Beispiel im sozialen Bereich, die auch einen Internetzugang anbieten.» Im Kulturbüro arbeiten Kulturschaffende jeglicher Couleur. In der Regel wird das Angebot sehr spezifisch und partiell beansprucht: SchauspielerInnen und TänzerInnen vervielfältigen ihre Demotapes, um sich zu bewerben. Bands interessieren sich häufig einzig für das Mietauto, das sie zum Instrumententransport bei Konzerten benötigen, Autoren bereiten die Dossiers für ihre Projekteingabe bei Stiftungen auf.

Ob Video, Audio oder Papier: Das Kulturbüro hat das Werkzeug. *(Bild: pd.)*

Erfolgreiches Konzept der Selbsthilfe

Auch der Leitgedanke des Kulturbüros, nämlich die Idee der kulturellen Hilfe zur Selbsthilfe, stammt aus einer Projekteingabe. Micha Lewinsky reichte das Konzept bei diversen Stiftungen ein. Die Abteilung Kultur und Soziales des Migros Kulturprozents übernahm das Konzept umgehend und beauftragte ihn, das Kulturbüro aufzubauen. Lewinsky, der heute erfolgreiche Drehbücher schreibt, konkretisierte das Projekt und arbeitete ein Jahr als Projektleiter.

Lewinskys Idee der kulturellen Hilfe zur Selbsthilfe hat Schule gemacht. In Bern wurde im Mai 2000 ein Kulturbüro eröffnet. Möglicherweise wird nun, ganz im Sinne des ursprünglich national ausgerichteten Konzepts, auch die Romandie angegangen. Die hohe Auslastung des Angebots spricht eine klare Sprache. Ob angehende sozialkritische Lyrikerin, subversiver Filmemacher oder quirlige Band – die günstige Infrastruktur und das umfassende Informationsangebot erleichtern kulturelles Arbeiten ungemein.

www.kulturbuero.ch

Konto auf, 3000 SMS gratis

Schärfere Flirts mit dem Ausbildungs-Set

Jetzt Gelbes Ausbildungskonto eröffnen und 3000 Gratis-SMS von Swisscom Mobile für Aufregenderes einsetzen.
Infos und Eröffnung unter www.postfinance.ch/sms

Alles rund ums Geld. **PostFinance**

swisscom mobile

DIE POST

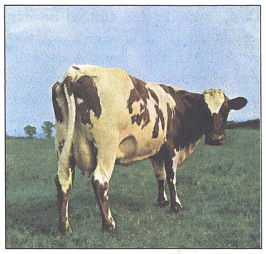
Musik

Christian Hänggi

Alt und kaputt

Früher, als sogar unsere Eltern noch jung waren, nahmen Menschen psychoaktive Drogen und spielten Musik dazu. Es war die Zeit der Konzeptalben und man scherte sich einen Dreck darum, ob die Musik im Radio gespielt werden konnte. Die besten Psycho-Platten für durchkiffte Nächte.

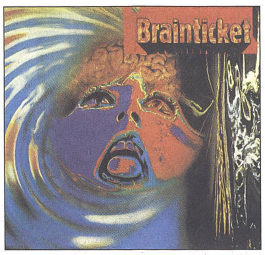
Pink Floyd:
Atom Heart Mother (1970)
Es hummt im Äther, ein paar Blechbläser tröten, kreuzen sich manchmal und verlieren sich wieder. Ein Rockbeat setzt ein, die Hörner werden auf eine melancholische Weise gefällig, bevor alles wieder auseinander bricht und ein Motorrad davonbraust. Es wird ruhig, eine Orgel legt den Boden für eine traurige Cellomelodie.



Musik für neblige Novembertage.

Der Titelsong lässt sich Zeit. Er besteht aus sechs Sätzen und vereint die eigentlichen Höhepunkte des Albums. Pink Floyd schöpfte aus dem Vollen. Ein Sprechchor jagt uns Schauer über den Rücken. Ein synthetisches Krankenauto auf 3,2 Promille kurvt durch den vierten Satz, «Funky Dung». Nach einem bisschen Weltuntergang wird in «Mind Your Throats Please» die Suite in sich selbst eingeblendet, geschichtet, mit Geräuschen vermengt. Und wieder ist sie da, die Ostinato-Orgel mit dem Cello. Irgendwie beginnts wieder und irgendwie merkt man, dass es dem Ende zugeht. Alles wirkt getragener, wehmütig. Und doch bäumen sich alle nochmals auf: Schritt für Schritt fügen sich Band, Chor und Orchester wieder zusammen und inszenieren ein furioses Finale.

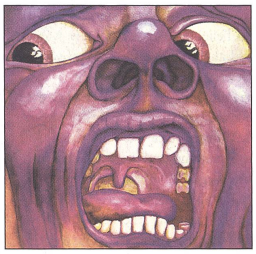
Brainticket:
Cottonwoodhill (1970)
«Join in... Listen to the first recording of



Kein Getänzle, sondern Gestampfe.

this LSD/Hashish/Fixy/Jointy Sound. Take a trip to your inner light. See the hallucinations of reality rise out of the groove. You've got your brainticket now! Hallelujah!» Der Selbstbeschrieb auf der Rückseite des Covers verspricht nicht zu viel. Die legendäre Platte der international besetzten Schweizer Band ist ein Trip durch die Drogenhölle, der einem das Blut in den Adern gefrieren lässt. Ein funkiges eintaktiges Riff bildet den Boden für rund 25 Minuten Geisterbahn. Hysterisches Gelächter, Klickgeräusche, Dampfventile, Glasklirren und zwischendurch verzweifelte Poesie, von einer Frauenstimme ins Mikrofon geheult. Ein Album, das niemand vergisst, der es überlebt hat. Im abgedunkelten Zimmer mit Kopfhörern zu geniessen.

King Crimson:
In the Court of the Crimson King (1969)
Brachiale Gitarren mit überladenen Schlagzeugfills eröffnen den Erstling von King Crimson. Eine durch billige Mikrofone gepresste Stimme bringt das Schizoide ins Spiel. Nervöse Saxophonmelodien veranstalten eine Hetzjagd, bis alles in elektronischen Free Jazz zerfällt. Komplexe Unisono-Rhythmen steigern sich in unkontrollierte Klangorgien, und wenn man glaubt, der Nervenzusammenbruch stehe unmittelbar bevor, erklingt eine liebliche Flötenmelodie, die uns wieder



Zerfledderter Samplesalat.

ins Leben zurückruft. Klarinetten links und rechts, alles ist weich und ruhig und Balsam fürs Trommelfell. Poetische Texte wechseln politische ab, die Instrumentation schwankt zwischen einsamer Stimme und überbordendem Orchester. Irgendwann, von irgendwoher erklingt eine Chilbi-Orgel. Mal wird geplänkelt, mal gerockt. Und plötzlich ist es fertig. Aus. Man steht nackt und alleine da, und weiss nicht, was man mit sich anfangen soll. Bis man wieder die Play-Taste drückt.

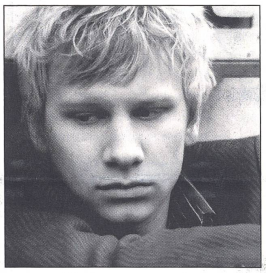
DVD & Video

Jan Strobel

Jung, wild und engelhaft

Sie sind jung, begehrt und mit aussergewöhnlichem Talent gesegnet. Wie aus dem Nichts tauchen sie auf, werden geformt, bejubelt und mit Preisen überhäuft: Shootingstars, die jedes Jahr aufs Neue die Kinoleinwände betreten, um sich in die Herzen der Journalisten und des Publikums zu spielen. Drei Nachwuchstalente des europäische Kinos, die es sich zu merken gilt.

Robert Stadlober – Der blonde Wilde
«Der blonde Wuschelkopf mit den femininen Zwischenwesenszügen», beschrieb die Süddeutsche Zeitung den 23-jährigen Robert Stadlober, der durch seine Rolle als gehbehinderter Benjamin in Hans-Christian Schmids «Crazy» über Nacht berühmt wurde. Der deutsche Film bekam seinen «jungen Wilden», der den Bayerischen Filmpreis und eine Auszeichnung am internationalen Filmfestival Montréal einheimste. Aufgewachsen in Berlin sprach Stadlober schon als Kind Synchronstimmen und bekam 1995 mit 13 Jahren seine erste Rolle in Sigi Rothemunds TV-Drama «Ausweglos». Ein paar Filmchen später kam «Crazy»: Robert Stadlober spielt in diesem erstklassigen Teenager-Film den 16-jährigen Benni, der von seinen Eltern ins Internat geschickt wird. Dort teilt er sich ein Zimmer mit Janosch, der sich allerdings mehr für Mädchen als für die Schule interessiert. Zunächst werden die beiden Freunde, bis sie sich in die Klassen-



kameradin Malen verlieben. Der Film über das Erwachsenwerden und die ersten Kontakte mit dem anderen Geschlecht aus der Sicht pubertierender Jungs wurde nach dem gleichnamigen Roman des erst 17-jährigen Benjamin Lebert gedreht. Auch für Lebert bedeutete «Crazy» den Durchbruch. Robert Stadlober zum Film: «Die Rolle Benjamin war nicht nur meine grösste bisher, sie war auch eine riesengrosse Verantwortung.» Letztes Jahr war der «junge Wilde» als Tobi in Marco Kreuzpaintners Schwulenfilm «Sommersturm» zu sehen – ebenfalls ein wunderbar junges Stück deutsches Kino.
Crazy, D 2000, Regie: Hans-Christian Schmid

Malik Zidi – Der blasse Engel
Malik Zidi umweht etwas Mysteriöses. Weder seine familiäre Herkunft noch sein exaktes Alter werden der Öffentlichkeit preisgegeben. Kein Wunder ist der französische Beau eine Projektionsfläche par excellence. Vor allem in Frankreich kennt die Begeisterung keine Grenzen: «Mit seinem blassen, fast transparenten Teint und seinen roten Haaren erinnert Malik Zidi an einen Engel», schwärmte etwas manieriert das Pariser Szeneblatt «Préférences» in seiner jüngsten Ausgabe. Zum Film kam Zidi nach einer Theater- und Clownausbildung durch Sébastien Lifshitz, der ihm eine Rolle in einem Kurzfilm anbot. Den Durchbruch allerdings schaffte Zidi mit François Ozons Fassbinder-Adaption «Gouttes d'eau sur pierres brûlantes»: Er spielt darin Franz, der sich vom 50-jährigen Leopold verführen lässt. Leopold führt Franz ins Innere seiner Träume. Der Junge bleibt für immer. Die beiden leben eine eheähnliche Beziehung, die allerdings unter der tyrannischen Kontrolle Leopolds steht. Franz fügt sich lakaienhaft, lässt die schlechte Laune seines «Meisters» über sich ergehen und erhält dafür sexuelle Belohnung. Doch dann betreten die ehemaligen Freundinnen dieses eng begrenzte Universum. Malik Zidis Verkörperung des Franz ist eine schauspielerische Meisterleistung. Beeindruckend ist vor allem, wie perfekt diese Kreation Fassbinders auf den blassen, wortkargen Jüngling zugeschnitten ist. Von der französischen Filmakademie wurde er für diese Rolle als bester männlicher Newcomer ausgezeichnet. Im Jahr 2001 wurde Zidi an der Berlinale von der European Film Promotion zu einem der Shootingstars des Jahres gekürt. Bisheriger Höhepunkt in der Karriere des jungen Engels: Die Nominierung für den César 2005 als bestes männliches Nachwuchstalent. Den Preis gabs zwar nicht, die Reise in den Olymp des französischen Kinos geht trotzdem weiter.
Gouttes d'eau sur pierres brûlantes, F 2000, Regie: François Ozon

Johanna Bantzer – Die Muse Strähls
Auch die Schweiz kann mit Nachwuchstalenten aufwarten: Eines davon ist Johanna Bantzer, Jahrgang 1978, aus Zürich. Nach der Matura besuchte sie die hiesige Theaterhochschule. 2002 kam sie ans Theater Basel, wo sie schnell bestes Ensemblemitglied wurde. Ein Jahr später schliesslich ihr Filmdebüt: Manuel Hendry bot Bantzer die Rolle des Junkies Carol in seinem Langstrassen-Drama «Strähl» an: Der Cop Herbert Strähl träumt vom grossen Fang an der Langstrasse, doch stattdessen schlägt er sich mit Kleindealern und Fixern herum. Seine Einsamkeit versteckt er hinter Wutanfällen und Aufputschmitteln. Schliesslich wird eine Hausdurchsuchung zum Verhängnis. Ein Fixer stürzt aus dem Fenster und Strähl wird suspendiert. Doch damit fangen seine Probleme erst richtig an. Er verliebt sich in den Junkie Carol. Auch Bantzer wurde nach diesem Debut reichlich mit Preisen eingedeckt: 2004 erhielt sie den begehrten Max Ophüls Preis in Saarbrücken.

Dieses Jahr wurde sie mit dem Schweizer Filmpreis ausgezeichnet und, wie Malik Zidi vier Jahre zuvor, von der European Film Promotion zum Shootingstar erklärt. Johanna Bantzer ist nächstes Jahr übrigens wieder in den Kinos zu sehen: In Xavier Kollers Thriller «Havarie» spielt sie Beatrice. Immerhin: Koller drehte schon mit Kiefer Sutherland.
Strähl, CH/D 2004, Regie: Manuel Hendry

Programm

Filmstelle

Die Filmstelle VSETH/VSU ist umgezogen: Ab sofort laufen die Filme im ehemaligen Chemiegebäude CAB der ETH an der Universitätsstrasse 6 statt. Der Zyklus des Wintersemesters 05/06 ist der Musik gewidmet: Vom musikbegleiteten Stummfilm über das satirische Rockdoku bis hin zum kultigen Tanzfilm werden sämtliche Sparten von Musik und Film abgedeckt.

08.11.2005: **Berlin: Die Sinfonie der Grossstadt**, Walther Ruttmann, D 1927.
15.11.2005: **Aria**, Robert Altman, Bruce Beresford, Jean-Luc Godard u.a., UK 1987.
22.11.2005: **Pink Floyd – The Wall**, Alan Parker, UK 1982
29.11.2005: **Singin' in the Rain**, Stanley Donen/Gene Kelly, USA 1952.
06.12.2005: **Everyone Says I Love You**, Woody Allen, USA 1996.
13.12.2005: **24 Hour Party People**, Michael Winterbottom, UK 2002.
20.12.2005: **Carmen**, Carlos Saura, E 1983.
10.01.2006: **Tous les matins du monde**, Alain Corneau, F 1991
17.01.2006: **The Blues Brothers**, John Landis, USA 1980.
24.01.2006: **This is Spinal Tap**, Rob Reiner, USA 1984.
31.01.2006: **Super 8 Stories**, Emir Kusturica, Italien/Deutschland 2001.
07.02.2006: **Schultze Gets the Blues**, Michael Schorr, D 2003.

Jeweils um 20.00 Uhr im CAB, Universitätsstrasse 6.

www.filmstelle.ch

Werbung

Psychologische Beratungsstelle
für Studierende der Universität und ETH

Studienschwierigkeiten / Persönliche Probleme

Die Beratungen sind kostenlos und unterstehen der Schweigepflicht.

Beratungen auch während den Semesterferien.

Anmeldung:
Wilfriedstrasse 6, 8032 Zürich, 044 634 22 80

KLIO
Buchhandlung und Antiquariat
Zähringerstrasse 41/45, Zürich 1
Wissenschaftliche Buchhandlung mit Titeln zu den Uni-Veranstaltungen
Tel. 044 251 42 12
www.klio-buch.ch
Geschichte
Philosophie
Germanistik
Alte Sprachen
Soziologie
Politologie
Ethnologie
Theologie
Publizistik

HEILIG@SCHEIN
Vortragsreihe im aki:
Do 10.11.05 Autos und andere heilige Kühe
Dr. Hans-Dieter Mutschler
Do 08.12.05 Die Ikone, Weg zum Heiligen
Dr. Robert Hotz SJ
Do 19.01.06 Symbole & Rituale - zu ihrer Aktualisierung in der Gegenwart
Prof. Dr. Dr. Ingrid Riedel
jeweils um 20.15 h im aki
Meditation, Beratung, Vorträge. **Mehr im neuen aki-Programm** Hirschengraben 86 oder unter
www.aki-zh.ch
aki
FOYER FÜR STUDIERENDE
KATHOLISCHES AKADEMIKERHAUS
HIRSCHENGRABEN 86 8001 ZÜRICH
TEL 044 254 54 60 FAX 044 254 54 69
aki@kath.ch http://www.aki-zh.ch

ShortNews

Mensa-Party

Am beliebten Partyort Untere Mensa wird auch im Wintersemester wieder gefeiert: Der Studierendenrat organisiert am Mittwoch, 7. Dezember eine Fete anlässlich der alljährlichen Stu-Ra-Wahlen. Der Bierausschank soll die Stimmung und die seit Jahren darniederliegende Stimmbeteiligung heben. Wählen kann jeder mit seinem Handy oder via Internet – nötig ist dafür nur der Stimmrechtsausweis.

Einschreibung

Im Juni mussten die Studierenden der Universität Zürich die Semestereinschreibung erstmals online vornehmen. Dabei kam es zu Problemen. Thomas Tschümperlin, Leiter des Bereichs Studierende der Rektoratsdienste, schätzt das rund 2500 Studentinnen und Studenten Schwierigkeiten hatten, sich per Computer einzuschreiben. Das sind gut zehn Prozent aller Immatrikulierten.

Diese hohe Zahl relativiert Tschümperlin: «Jede IT-Lösung macht anfangs Probleme.» Ausserdem sei die Quote von zehn Prozent im Vergleich zu Softwareeinführungen an anderen Universitäten gering. Die Zentralisierung der Studentendaten wird nötig aufgrund Einführung des Bachelor-Master-Systems, die auf das Wintersemester 2006/07 abgeschlossen sein muss. Während bisher jedes Seminar und Institut die Leistungen seiner Studierenden autonom verwaltete, müssen die erworbenen Punkte, aber beispielsweise auch die Veranstaltungen neu universitätsweit in einer Datenbank abgelegt sein. Die Universität benutzt das Campus-Modul der Firma SAP.

Als Hauptgrund für die vielen Problemfälle sieht Tschümperlin das vergessene UniAccess-Passwort: «In zwei Jahren kennt jede Studentin und jeder Student sein Passwort.» In der Wirtschaftswissenschaftlichen und der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät sei das bereits der Fall. Dort müssen sich die Studierenden bereits online für Veranstaltungen einschreiben.

Trotzdem ist sich Tschümperlin bewusst, dass seine Mitarbeiterinnen in der Kanzlei auch in Zukunft mit viel Arbeit rechnen können: «Für meine Mitarbeiterinnen ist das neue System aufwendiger.» Die Arbeit wird sich allerdings mehr auf Beratung verlagern. Komplexe Computersysteme machen den Alltag oft nicht einfacher: «Ich brauche in meinem Ressort eine neue Person, die sich ausschliesslich um das SAP-System kümmert», sagt Tschümperlin. Willkommen in der schönen neuen Welt.

DS-Bibliothek

Die Bibliothek des Deutschen Seminars (DS) soll zukünftig von ihrem Platzmangel befreit werden. Nachdem auch das Soziologische Institut in den Uni-Campus beim Bahnhof Oerlikon abgewandert ist, soll ein Teil des Bibliothekbestandes ins SOC-Gebäude umziehen.

DS-intern rauft man sich die Haare, was ausschlaggebend für die geplante Aufteilung der Sekundärliteratur, Lexika, Monographien und Zeitschriften sein soll. Die Nordistik ausgliedern? Linguistik und Literatur trennen? Ein Aufschrei geht durch diejenigen Reihen, die immer wieder auf die untrennbare Verknüpfung der Fachrichtungen hinweisen. Dass die Einheit der germanistischen Büchersammlung entzweit wird, steht fest. Der Zeitpunkt und das Trennungskriterium hingegen noch nicht.

NACHTLEBEN

Zürich hat jetzt auch «Fame»

Ein neuer Club in Zürich-Altstetten, der eine grosse Auswahl an Alkoholischem für fünf Franken verspricht? «Fame», wir kommen! Weitab von Indochinesen und Kaufleuten existiert doch noch ein Refugium für uns Mittellose, die sich in erster Linie betrinken und nicht zeigen wollen. Denken wir, und machen uns auf, das Neue zu erkunden. Von Nicola Condoleo und Vanessa Georgoulas

Die Party startet Punkt 22 Uhr, folglich treffen wir uns kurz vor Mitternacht, weil – wie jeder erfahrene Nachtschwärmer weiss – man es aus Gründen der Coolness unbedingt zu unterlassen hat, als Erster da zu sein.

Die erste Türsteherpalisade überwinden wir problemlos. Nach einem fachmännischen Blick auf unsere vom Studentenleben gezeichneten Gesichter verzichtet Gorilla Nummer eins sogar darauf, unsere Ausweise zu kontrollieren. Nicht wissend, ob wir uns darüber freuen oder gleich am nächsten Tag eine Botoxkur buchen sollen, stolpern wir über den ramponierten roten Teppich und stehen vor der nächsten Dreierpackung «Staff». Diese lässt es sich diesmal nicht nehmen, ihre Kompetenzen voll auszuschöpfen und untersucht unsere Taschen akribisch auf Handfeuerwaffen und selbst mitgebrachte Getränke. Jetzt nur noch kurz durch den dauernd piepsenden Metalldetektor geschlüpft und die Party kann beginnen. Wir fühlen uns ernst genommen und mit einem bombensicheren Gefühl gehts weiter zur Kasse.

Plastikgeld

Dort werden wir mit einem zweistelligen Eintrittspreis überrascht, was dem grossformatigen Versprechen «5-Liber-Abig» nicht unbedingt entspricht, aber auch das kann uns jetzt nicht aufhalten. Wir lassen uns vom freundlichen Kassierer in das geltende Zahlungssystem einführen: Jeder Besucher bekommt eine Chipkarte, die bis zum Verlassen des Clubs als Zahlungsmittel gilt. Aha. Das versteckte Schielen in die eigene Brieftasche zwecks ungefährer Klärung der Finanzlage entfällt. Der im Laufe der Nacht zusammengesoffene Schuldbetrag offenbart sich einem nämlich erst wieder am Ausgang, wo charmante Kassiererinnen per Knopfdruck die harmlosen Chipkarten in handfeste Schulden ummünzen. Auch egal, wenigstens verrechnen sich die Barkeeper nicht beim Wechselgeld, was Kasse und Besucher zu gleichen Teilen freut. Vorbei an den Werbevitrinen schlendern wir in Richtung Chillout-Lounge, denn nach so vielen Leibes- und anderen Visitationen ist eine erste Pause fällig.

Dort angekommen stellen wir fest, dass erstens die dazugehörige Bar nicht in funktionstüchtigem Zustand ist und zweitens hier genau dieselbe Musik wie auf dem Mainfloor läuft, leider nur kaum leiser. Also, ab zur nächsten Bar: Nach zehnminütigem Warten bringen wir in Erfahrung, dass diese zwar einwandfrei funktioniert, jedoch sämtliche Kartenleser ihren beschränkten Geist aufgegeben haben. Also, eine Bar weiter und nach weiteren zwanzig Minuten voller Anstrengung, die Aufmerksamkeit der Barkeeper auf uns zu lenken, sitzen wir vor unserem Bier. 2,5 Deziliter der Marke WM-Sponsor für einen Fünfliber. Dieser Wucher zwingt uns, die Getränkekarte nach Alternativen zu durchforsten. Mit Erstaunen stellen wir fest, dass auch die Preise aufgeführt sind. Und dass das Sortiment zu Wünschen übrig lässt. Besagter Bierlieferant ist der einzige, der auf der Fünfliber-Karte zu finden ist. Weil wir aber schon seit fünf Minuten neben einer Horde pubertierender Desperados-Trinker weilen, schauen wir uns die Karte noch einmal genauer an und werden in der Fussnote fündig. Das Kleingedruckte erklärt, dass an der Bar auch andere Getränke als die auf der Karte aufgeführten bestellt werden können. Dies jedoch zu normalen Preisen, was immer das auch heissen mag.

Vogelperspektive

Das verdirbt uns ein wenig die Laune, zumal die erste Runde der knapp der Müsterligrenze entwachsenen Biere schon wieder leer ist. Ein zwingender Grund sich erneut auf die Socken zu machen und dabei die restlichen Räume und die Besucher zu erkunden. Mittlerweile spielt nicht mehr ganz so ätzende Mucke. Der DJ hat sich wohl dem Druck der Mehrheit beugen müssen und kämpft sich nun durch die Hitparade. Auf der Tanzfläche reiben sich die ambitionierteren unter den Besucherinnen mehr oder weniger im Takt an ihren schwitzenden Begleitern und singen immer wieder davon, jemanden in einen Süsswarenladen zu bringen. Für die fauleren Naturen, wie wir es sind, lässt sich die ganze Szenerie bequem vom ersten Stock aus der Vogelperspektive betrachten – inklusive weit ausgeschnittener Décolletés und verzweifelter Balzrituale.

Genug

Hier verbringen wir den Rest des Abends, nicht ohne vorher auch von den 5-Liber-Drinks gekostet zu haben. Wir stellen fest, dass wir auch nach 50 Stutz pro Nase noch nicht richtig betrunken sind und schleichen uns enttäuscht an den vielen mit Merchandising-T-Shirts und Müllrüten bewaffneten Reinigungsverantwortlichen in Richtung Kasse. Dort werden wir gefragt, ob wir wiederkommen, «dänn müend er en Stämpfel ha...» – wir winken resigniert ab.

Tagebuch

vom Fritz

Beworbener Fritz

Fritz ist erstaunt über das Rascheln im Blätterwald der beiden Hochschulen. Er beobachtet, dass regelmässig tonnenweise Papier auf den akademischen Zürichberg hochgeschleppt wird und druckfrisch nach Blicken hascht. In den Zeitungsständern herrscht ein Ellbogenkampf um die prominente Platzierung von Printprodukten. Sucht Fritz das offizielle «unijournal» in der Halde von Publikationen, steht er wie vor einem Wühltisch beim Sommerausverkauf. Da sticht ihm das «StudiVersum» ins Auge. Auf dem Cover sitzt ein langhaariges blondes Model im Hörsaal, den Mund lasziv geöffnet und ein Flacon Nagellack vor sich auf dem Pult. «Aha», denkt Fritz, «so sieht also die intellektuelle Studentin von heute aus.» Er blättert das Heft aufmerksam durch, um zwischen den grossformatigen Inseraten gut getarnten redaktionellen Inhalt zu finden. Schnell steckt er ein paar Broschüren mit Sonderangeboten für Studis ein. In der neusten «Students.ch»-Publikation flirtet die freie Wirtschaft mit dem Markt der lukrativen Kundschaft der Hochschulabsolventinnen und Hochschulabsolventen. Im Dschungel der Publireportagen findet Fritz dafür ein paar nützliche Tipps fürs Studium. Besonders beeindruckt ist Fritz seit langer Zeit von den gebastelten Fotocollagen auf dem Titelbild der «Synthese», die von SVP-Nationalrat und Student der Politikwissenschaft, Dr. Bernhard, herausgegeben wird. Die Redaktion hat sich zu Herzen genommen, was ihr die Kindergärtnerin eingetrichtert hat: Selbstgemacht ist schöner als gekauft. Was Fritz allerdings irritiert, ist, dass das Blättchen andere Studierendenzeitungen kategorisch aus den Zeitungsständern entfernt, um Platz für sämtliche «Synthese»-Ausgaben der letzten Jahre zu schaffen. Gerade als Fritz sich hinsetzen möchte, um im «Polykum» die Kolumne mit Tiefgang, «Sex and the science», zu lesen, und anhand der «gayAgenda» seinen Ausgang zu planen, wirft jemand einen Stapel Flyer mit vollbusigen Damen auf den Tisch. Grosse Logos prangen unter den Blickfängen. Klein gedruckt steht «Semesterbeginnsparty» drauf. Fritz freut sich auf das neue Studienjahr.

Programm

United Visions

Die neusten Beiträge im Überblick:

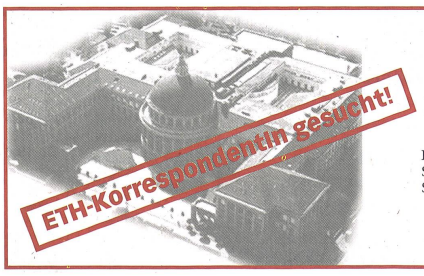
Welcome Tomorrow:
StudentInnen, Angestellte und ProfessorInnen der ETH sorgen für einen musikalischen Höhepunkt zum Geburtstag der Hochschule.

Studentisches Consulting mit Impact:
Studenten bieten professionelles Consulting zu einem günstigen Preis und können dabei ihr theoretisches Wissen in die Praxis umsetzen.

Wehmütiger Film-Abschied im Stuz
Die Filmstelle veranstaltet mit «Buffalo 66» ihre letzte Vorführung im Stuz.

www.unitedvisions.tv

Werbung



Lust auf eine steile Karriere im Journalismus?

Das «iQ» will näher an die ETH. Wir suchen dringend Studierende der ETH, die gerne für die auflagenstärkste Studierendenzeitung der Schweiz schreiben wollen.

Mail an: iq@mvzs.unizh.ch

WIDERSPRUCH
Europa sozial
Schweiz, EU-Krise und Alternativen zum neoliberalen Europa
25 Beiträge auf 264 Seiten für Fr. 25.–
=> www.widerspruch.ch